

Ferien vom Krieg

Sommer 2005



Ferienspiele in Palästina

Komitee für Grundrechte und Demokratie

IMPRESSUM

Herausgeber und Bestelladresse:

Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.
Aquinostr. 7-11, 50670 Köln

Bestellungen nur gegen Vorkasse:

Einzelexemplar: 5 Euro

5 Exemplare: 15 Euro

10 Exemplare: 25 Euro

Set mit dieser und vier weiteren Broschüren der Vorjahre: 15 Euro

Die Broschüren der Aktion „Ferien vom Krieg“, eine DVD mit Filmausschnitten und Bildtafeln sind zu bestellen bei:

Helga Dieter, Tel. 069-7892525 (AB), Fax 069-78803666,

mail: ubihedi@t-online.de

www.ferien-vom-krieg.de

Spendenkonto: Komitee für Grundrechte und Demokratie

Nr. 8013055 bei VB. Odenwald, BLZ 508 635 13

Titelfoto: Brioga, Palästina

Erste Auflage: März 2006; 9.000 Exemplare

Redaktion und v.i.S.d.P.:

Helga Dieter, Wilfriede Dieter, Brigitte Klaß, Martin Singe

ISBN: 3-88906-121-4

Druck: hbo-druck, Einhausen

Ferien vom Krieg

Sommer 2005

Komitee für Grundrechte und Demokratie



Einleitung

Letzte Woche rief uns ein junger Mann an, ein bosnischer Kunststudent aus Hannover. Er hatte bei einem befreundeten Pfarrer die Broschüre über unsere Aktion „Ferien vom Krieg“ gesehen und gleich auf dem Heimweg durchgelesen. Danach wusste er, dass er nächstes Jahr dabei sein will. „Wenn ich meine Oma in Bosnien besuche, habe ich oft das Gefühl, dass es mit dem Zusammenleben der Volksgruppen nicht besser, sondern eher schlechter wird“, erzählte er. Die Berichte über die Ferien seien ihm da wie ein Lichtblick erschienen. Die Pfarrersfamilie hätte zu Beginn des Bosnienkrieges seine Familie als Flüchtlinge bei der Aktion „Den Winter überleben“ aufgenommen und versorgt. Damit schließt sich nach vielen Jahren ein Kreis, denn die Aktion „Den Winter überleben“, die damals gegen die restriktive Flüchtlingspolitik der Bundesregierung Mitglieder aus der Friedensbewegung aufforderte, Flüchtlinge bei sich privat aufzunehmen, war eine von unserem Komitee (Hanne und Klaus Vack) mit initiierte Kampagne und ein Vorläufer der Aktion „Ferien vom Krieg“.

Die Freizeiten im Sommer 2005

Im letzten Sommer konnten 814 Kinder, Jugendliche und ihre BetreuerInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien gemeinsame Ferien verleben. 500 Kinder und Jugendliche aus Serbien, Kroatien und Bosnien fuhren zusammen nach Neum, der einzigen Küstenstadt in Bosnien/Herzegowina (BiH). In Montenegro trafen sich 134 albanische Kinder mit serbischen Jugendlichen aus dem Kosovo, und am Ohridsee in Mazedonien herrschte beim Treffen von 180 Kindern, die mazedonisch, albanisch, türkisch, bulgarisch oder romanes sprachen, das übliche babylonische Sprachgewirr.

Die Erfahrungen der beiden letzten Jahre haben uns darin bestärkt, bei den Freizeiten auf dem Balkan die Altersgrenze nach oben zu verschieben. Jugendliche ab 14 Jahre haben einfach die besseren Möglichkeiten, auch nach den Ferien die Kontakte untereinander aufrechtzuerhalten, sich gegenseitig zu besuchen und selbstständig für ein friedliches Miteinander zu arbeiten.

Im Kosovo ist es inzwischen schwierig, überhaupt noch serbische Kinder

zu finden, die in Ferien fahren wollen, weil es dort kaum noch serbische Einwohner gibt, und diese Kinder von orthodoxen Kirchen nach Griechenland oder ans Schwarze Meer eingeladen werden. Dort sind nun serbische Jungen die besonders Benachteiligten (siehe Bericht von Dorit Riethmüller).

Aus Israel und Palästina stellten über 220 junge Leute und ihre BegleiterInnen in vier Freizeiten überrascht fest, dass es auch für die jeweils anderen völlig ungewöhnlich war, sich in Deutschland ohne Angst vor Selbstmord-Anschlägen oder Militäraktionen frei bewegen zu können. Sie lernten in einem oft schmerzhaften Prozess, auf gleichwertiger Ebene miteinander zu sprechen.

Bei den Begegnungen von jungen Menschen aus Israel und Palästina war das Alter schon immer höher als bei den Freizeiten auf dem Balkan, weil die Eltern beider Seiten Kinder nicht zu solchen Freizeiten schicken würden. Die jungen Leute aus Israel müssen drei Jahre Militärdienst leisten. Es gibt nur wenige Verweigerer, die beruflich massive Nachteile zu erwarten haben, selbst die Ansprüche an das Sozialsystem hängen z.T. von der Ableistung des Wehrdienstes ab. Deshalb fällt diese Altersgruppe bei den Begegnungen aus. Es gibt Gruppen von 16- bis 18-jährigen und Gruppen von 22- bis 30-jährigen TeilnehmerInnen.

Soweit wir es den persönlichen Kommentaren vieler SpenderInnen entnehmen können, entspricht die Erhöhung des Kontingents aus Israel und Palästina deutlich ihrem Willen, wobei viele anerkennen, dass bei dieser Verschiebung der Prioritäten die Kinder und Jugendlichen des Balkans nicht vergessen werden.

Herzlicher Dank an unsere SpenderInnen und MitarbeiterInnen!

Anlässlich unserer neuen Website (www.ferien-vom-krieg.de) haben wir einmal zufällig im Internet unter „Ferien vom Krieg“ bei Google nachgeschaut und waren perplex, wo es zwischen München und Kiel überall Veranstaltungen und Sammlungen gibt, bei denen sich Gruppen für die Aktion „Ferien vom Krieg“ engagieren, ohne dass wir überhaupt davon erfahren hätten. Das war eine unglaubliche Überraschung und Freude.

Wir werden oft gefragt: Was können wir aktiv zur Unterstützung des wunderbaren Projektes tun? Eine Teilnahme an den Freizeiten ist schwierig, allein schon aus sprachlichen Gründen. Eine Mithilfe bei der Organisation

ist nur im Raum Frankfurt sinnvoll. Was aber alle tun können ist, im Bekanntenkreis, in der Gemeinde, an der Arbeit usw. um Spenden zu werben oder Unterstützungsaktionen zu organisieren. Wir haben letztes Jahr in der Broschüre einige SpenderInnen vorgestellt, die das Projekt mit Benefizveranstaltungen oder Sammlungen bei Familien-, Schul-, Gemeinde- und Betriebsfeiern oder durch Versteigerungen und Flohmärkte unterstützt haben. Mit dabei war auch im Sommer 2005 wieder Frau Monika Hofmann aus Karben, voll unerschöpflicher Energie.

Wieder gab es einige Schulen, die die „Ferien vom Krieg“ unter vielen anderen Projekten auswählten und bei Schulfesten oder durch Sponsorenläufe hohe Summen zusammenbrachten (Reformschule Kassel, Realschule Dormagen, Stadtschule Bad Vilbel u.a.) Bei letzterer meinte der Elternbeirat abschließend vor der Presse, der Sponsorenlauf und der Flohmarkt zugunsten der Aktion „Ferien vom Krieg“ seien die Krönung eines erfolgreichen Schuljahres gewesen.

Wir hoffen, dass künftig noch mehr Schulen und Gruppen „Dem Frieden Beine machen“, wie das Forum Ziviler Friedensdienst solche Sponsorenläufe nennt.



Eine Versteigerung und ein Sponsorenlauf der Stadtschule Bad Vilbel erbrachten 8990 Euro für die Aktion Ferien vom Krieg. Auch in anderen Schulen wurden solche erfolgreiche Unterstützungsaktionen durchgeführt. (Foto: Susanne Knauf-Hochvart)

Viele Texte für diese Broschüre oder für unsere Internet-Darstellung mussten übersetzt werden. Für diese aufwändige Arbeit danken wir herzlich:

Aus dem Bosnisch-serbo-kroatischen: Selma Velagic,

Aus dem Arabischen: Ruth und Maroun Asfour, Khalil Toama,

Aus dem Hebräischen: Nurit Jacobsen, Schulamith Weil,

Aus dem Englischen: Brigitte Klass, Bernd Leineweber,

Ins Englische: Jerry Howett, Edward Rettig.

Bei den Lockerungsübungen (warming-up) am ersten Tag der israelisch-palästinensischen Gruppen wirkten als Clowns, Jongleure und Theaterpädagogen mit: Johannes Bader, Tina Gliesche, Andreas Hecker, Philipp Heilmann, Daniel und Florian Patschovsky, Daniel Scherr und Samuel Werner.

Nicht vergessen wollen wir in diesem Jahr auch die MitarbeiterInnen der Tagungshäuser, in denen die Seminare stattfanden. Eine große Gruppe von Jugendlichen zu beherbergen, ist meist mit Problemen verbunden. Da diese aber auch noch kulturelle und hygienische Eigenarten mit sich brachten, führte das anfangs oft zu Beschwerden oder Konflikten. Inzwischen haben sich diese Probleme aber weitgehend lösen lassen. Vielen Dank an die Köchinnen und Reinigungskräfte der Tagungshäuser!

Für die Gruppen aus Bosnien mussten wir in den letzten Jahren den Ort zweimal wechseln. Auch in Neum gab es im ersten Sommer Probleme, die aber inzwischen behoben wurden. Die MitarbeiterInnen des Hotels verhalten sich sehr kooperativ.

In Montenegro und Mazedonien sind unsere Gruppen schon lange Stammgäste in den Hotels. Auch die Touristen haben sich an die ungewöhnlichen Kinder- und Jugendgruppen gewöhnt, für die meisten sind sie eine spannende Abwechslung im Urlaub.

Ganz herzlichen Dank an alle, die dafür arbeiten, dass unsere Freizeiten in einem angenehmen Rahmen stattfinden können!

Danken wollen wir auch einigen Firmen, die Jahr für Jahr Sachspenden zur Senkung unserer Ausgaben beisteuern wie z.B. Kleidung vom Kaufhof in Frankfurt/M., Büromaterial von der Firma SIÖDAM, Spiele von der Fa. Ravensburger, Tischtenniszubehör von der Fa. Joola, Stoffmalfarben von der Fa. Marabu, Wolle von der Fa. Coats, Computer von der Kreditanstalt für

Wiederaufbau, Jonglagematerial von der Fa. pappnase und fair gehandelte Bälle, die uns die Quäkerhilfe ermöglichte. (www.quaekerhilfe.org). Diese Spende wollte die Koordinatorin Sonja Tesch dazu nutzen, einen Workshop zum Thema fairer Handel anzubieten. In der Besprechung mit den BetreuerInnen stellte sich jedoch heraus, dass diese noch nie etwas davon gehört hatten, und es solche Produkte bei ihnen auch nicht zu kaufen gäbe. Es entwickelte sich daraus ein interessantes Gespräch über Wirtschaftsbeziehungen und Arbeitsbedingungen.

Die Freizeiten wären nicht möglich ohne das Engagement unserer MitarbeiterInnen aus Deutschland sowie der Shiatsu-PraktikerInnen. Vor allem gilt unser Dank den ca. 100 örtlichen BetreuerInnen und facilitators, die mit den Gruppen kommen und sich um sie sorgen. Während die Kinder und Jugendlichen in der Regel nur einmal in den Genuss der „Ferien vom Krieg“ kommen sollen, legen wir großen Wert auf eine kontinuierliche Zusammenarbeit mit den örtlichen BetreuerInnen. Deren Namen können wir nicht alle nennen.

Helga Krimphove gelingt es jedes Jahr wieder, mit großem Organisationstalent für jede Freizeit zwei ehrenamtliche Shiatsu-PraktikerInnen zu gewinnen, die mit ihren heilenden Händen Spannungen wegmassieren, sich häufig als Krankenschwestern betätigen oder kräftig zupacken, wenn praktische Probleme gelöst werden müssen.

Wir danken ganz herzlich dem Team aus Deutschland in Neum: Anja Danilina, Wilfriede Dieter, Rebekka Edelmann, Mersiha Ekic, Hiltrud Gass, Brigitte Klaß, Dzenita Kolasinac, Gudrun Libnau, Klaus Scherbaum, Jakob Steixner, Sonja Tesch, Selma Velagic, Mario Volarevic und Edgar Weick, sowie den Shiatsu-PraktikerInnen in Neum: Anne Behrens, Caroline Dohmen, Marianne Fütterer, Helena Kratz, Helga Krimphove, Annett Laubner, Snjezana Pruginic, Gabriele Rzepka von Renteln und Birgit Uihlein.

Die Planung und Koordination der Gruppen aus Bosnien lag bei Alma Dzinic-Trutovic. Alma war vor zehn Jahren die erste Koordinatorin aus Tuzla. Nach anderen Aufgaben bei unserer Partnerorganisation Amica-Prijateljice (Freundinnen) hat sie nun wieder die schwierige Arbeit der Organisation der Freizeiten übernommen.

Als ÜbersetzerInnen kamen aus Bosnien hinzu: Amela und Elvir Becic,

Nejad Ekic, Mirjana Jankoviæ, Amela Karabegovic und Zlata Veselinovic.

Die Freizeiten aus Kosovo in Montenegro leiteten Silke Mayer-Witt, Dorit Riethmüller und Sonja Tesch, unterstützt durch die Shiatsu-PraktikerInnen Luise Felten und Gwen Gehrecke. Die Gruppen aus Mazedonien am Ohridsee koordinierten Ellen Glissmann und Katerina Urdarevska von Nadez, Skopje. Helga Krimphove und Gabriele Violet arbeiteten als Shiatsu-PraktikerInnen mit. Bei den Seminaren mit jungen Menschen aus Israel und Palästina arbeiteten mit: Helga Dieter, Doris von der Felsen, Rüdiger Pusch, Henrike Seringhaus, Khalil Toama, Angelika Vetter, Schulamith Weil und zur Shiatsu-Behandlung: Almut Grünefeld, Heiko Lehmkuhl, Sigrid Mayer, Beate Merkel und Regina Müdsam.

Allen UnterstützerInnen und MitarbeiterInnen möchten wir im Namen der Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen herzlich danken! Wir hoffen, dass wir, dank der Hilfe der vielen Spenderinnen und Spender weitermachen können mit den „Ferien vom Krieg“, um noch vielen Kindern und Jugendlichen Erfahrungen zu ermöglichen, die ihr Leben verändern.



Helga Dieter erhielt den Panterpreis der taz (Foto: Andrea Baumgartel)

Die tageszeitung suchte im Sommer in einem Wettbewerb nach HeldInnen des Alltags. Aus 324 Vorschlägen wurden zwölf KandidatInnen für den mit 5000 Euro dotierten Panter-Preis ausgewählt. Über das soziale Engagement und die eindrucksvollen Projekte aller zwölf KandidatInnen wurde jeweils in einem taz-Artikel ausführlich berichtet.

Helga Dieter ironisierte ihre Kandidatur als Heldin des Alltags, indem sie zum Porträtfoto einen selbst gebastelten Ehrenkranz aufsetzte und Brecht zitierte: Unglücklich das Land, das Helden nötig hat.

Im September konnte von den taz-Lesern und Leserinnen bzw. Interessierten im Internet abgestimmt werden. Helga Dieter bzw. das Projekt „Ferien vom Krieg“ wurden mit großer Mehrheit gewählt. Der gleichwertige Preis einer Jury ging an zwei türkische Jungen, die sich auf Postkarten gegen Zwangsverheiratungen und Ehrenmorde wandten.

In ihrer Dankesrede bei einer festlichen Gala erzählte Helga Dieter heiterernste Anekdoten aus zwölf Jahren Erfahrungen bei den „Ferien vom Krieg“, die z. T. in dem Buch „Geschichten aus der Friedensbewegung“ (herausgegeben vom Komitee) abgedruckt sind. Sie schloss ihre Ansprache mit dem Satz: „Frieden ist ein zu kostbares Gut, dass man ihn den Politikern überlassen sollte.“

Ein Spender überraschte uns dann noch, indem er das Preisgeld, also die 5000 Euro, verdoppelte.

Helga Dieter

Jüdische EmigrantInnen engagieren sich für die „Ferien vom Krieg“

Es ergab sich zufällig, dass im letzten Jahr jüdische Emigranten Kontakt zu unserem Projekt suchten.

Im März 2005 erhielt ich einen Brief, säuberlich mit einer antikierten Schreibmaschine auf dünnes Durchschlagpapier getippt. Darin stellte sich Ilse Meyer aus London vor, die von einer Unterstützerin aus Bremen über unser Projekt gehört hatte und begeistert war. Sie begann sogleich Spenden zu sammeln und informierte auch den Freidenkerverein in London, in dem sie seit langem Mitglied ist. In einigen Telefongesprächen erzählte mir Ilse, dass sie 98 Jahre alt sei und als Jüdin mit ihrem Mann zu Beginn des Nazi-Terrors nach England emigriert sei. Dort habe sie lange als Staatenlose, ohne Beschäftigung und ohne Papiere, in der ständigen Angst, nach Nazi-Deutschland abgeschoben zu werden, gelebt. Erst mit der Geburt ihrer Tochter habe sie eine Aufenthaltsgenehmigung erhalten und später die englische Staatsangehörigkeit. Im Oktober habe ich Ilse zum 99. Geburtstag gratuliert. Bei einer Freizeit haben die palästinensischen TeilnehmerInnen Briefe an Ilse geschrieben, einige sind im Spendenaufruf 2006 dokumentiert. (Eine Dokumentation kann angefordert werden.)

Über den Freidenkerverein hörte auch Derek Wilkes aus London von dem Projekt. Er gratulierte uns und wunderte sich, dass es Palästinenser geben solle, die an anderes als Gewalt denken würden und wünschte sich einen solchen palästinensischen Briefpartner: „Seit meiner Jugend war ich ein aktiver Zionist und ich glaube leidenschaftlich, dass diese Bewegung nicht involviert sein sollte in irgendwelche Ungerechtigkeiten oder Grausamkeiten gegenüber Arabern oder sonst jemanden. Ich möchte Sie bitten, mich mit einem Palästinenser in Kontakt zu bringen, der eine höfliche und freundliche Korrespondenz der Gewalt und dem Krieg vorzieht.“ Soraya, eine junge Palästinenserin aus Beit Jala und Derek haben im Herbst 2005 eine harte Diskussion begonnen.

Hava Beller emigrierte als Kind mit ihren Eltern nach New York. Als Dokumentarfilmerin ist sie an unserem Projekt interessiert. Sie besuchte im Herbst 2005 einige TeilnehmerInnen in Israel und Palästina (siehe Bericht

unten).

Einer der Koordinatoren aus Israel kommt aus einem Kibbuz in Galilea. In dieser Gegend gibt es auch arabische Dörfer, die allerdings völlig getrennt von den jüdischen Wohngebieten sind. Dort wurde von einem Kibbuz eine Initiative zum wechselseitigen Kennenlernen gegründet. Darüber hat der Koordinator vor langer Zeit Josef kennen gelernt, der heute in einer Bruderschaft in England lebt. Josef flog auf eigene Kosten zu einer der Freizeiten, um den TeilnehmerInnen seine Lebensgeschichte als Opfer und als Täter zu erzählen.



Khalil, Josef und Angelika auf dem Weg zur verregneten Bootsfahrt, die dennoch lustig war (Foto: Jalal)

Seine Eltern flüchteten zu Beginn des Faschismus nach Polen. Als die Deutschen kamen, zog die Familie weiter nach Russland und wurde für zwei Jahre nach Sibirien deportiert. Nach der Freilassung gingen sie nach Usbekistan. An den Entbehrungen starben die Eltern. Josef kam 1943 als

Jugendlicher über Iran nach Palästina. Später traf er KZ-Überlebende und war erschüttert. Damit so etwas nie wieder vorkomme, entschloss er sich zum Militär zu gehen. Zunächst habe er gegen die Engländer gekämpft und den Konflikt mit den Palästinensern kaum wahrgenommen. Nach der Gründung des Staates Israel sei er an militärischen Aktionen gegen Palästinenser beteiligt gewesen. Ein schlimmes Ereignis, ein Massaker an Palästinensern, habe er nicht glauben können. Als die Einwohner von Lod vertrieben wurden, hätten er und Kameraden den Befehl erhalten, ihnen die Wertsachen abzunehmen. Das habe ihn an seine Kindheit erinnert und geschockt. „Es dauerte noch lange, bis ich von diesen Bildern los kam. Ich wusste, wenn ich da bleibe, werde ich zum Täter in dem Konflikt.“

Über die Wirksamkeit der Aktion „Ferien vom Krieg“ auf dem Balkan

Wir versuchen in unseren Broschüren jedes Jahr einen anderen Schwerpunkt zu setzen und dabei den konkreten Ablauf der Freizeiten mit den komplexen politischen Hintergründen in Beziehung zu bringen – und dies in anregenden Texten für unsere UnterstützerInnen, die von Grundschulklassen bis zu friedenspädagogischen Universitätsseminaren reichen und auch in der Friedensbewegung ein breites Spektrum von Meinungen abbilden. Das ist nicht einfach!

In den Broschüren der letzten drei Jahre gab es mehr Berichte über die Freizeiten im ehemaligen Jugoslawien, wo es ja auch die meisten Gruppen und TeilnehmerInnen gibt. In dieser Broschüre liegt der Schwerpunkt auf den Begegnungen der jungen Menschen aus Israel und Palästina.

Wir konnten deshalb nicht alle Beiträge unserer MitarbeiterInnen der Freizeiten auf dem Balkan in dieser Broschüre abdrucken. Wir machen sie aber über das Internet öffentlich: www.ferien-vom-krieg.de

Wir haben im Team natürlich wiederholt die Fragen diskutiert, wie wir den Erfolg der aufwändigen Aktion „Ferien vom Krieg“ überprüfen können (Evaluation), welche Rückmeldungen (feed-back) wir erhalten und welche

Wirkungen die Freizeiten auf Dauer wohl haben werden (Nachhaltigkeit).

Wenn man davon ausgeht, dass die fast 19.000 TeilnehmerInnen in den letzten zwölf Jahren jede/r auch nur 20 Familienmitgliedern, FreundInnen usw. erzählt haben, wie sie mit „den anderen“ unter einem Dach lebten, gemeinsam Spaß hatten, sich mit Respekt auseinandersetzen und auch gemeinsam um ihre verlorene Kindheit oder den Verlust geliebter Angehöriger trauerten, so hat die Botschaft, dass ein friedliches Zusammenleben möglich ist, eine gigantische Zahl von Menschen in Krisen- und Kriegsgebieten erreicht.

Doch wie ist der langfristige Abbau von Vorurteilen oder gar die Bearbeitung von Traumata nachweisbar?

Für die Broschüre 2005 ergab es sich, dass viele der Beiträge sich nicht unmittelbar auf den Ablauf der Freizeiten bezogen, sondern mit unterschiedlichen methodischen Ansätzen auf deren Wirkungen und die politischen Rahmenbedingungen Bezug nehmen.

So schreibt Zlata aus Banja Luka in ihrer biografischen Geschichte: „Ferien vom Krieg“ sind keine Erfahrung für zwei Wochen, nicht nur eine schöne Erinnerung an einen wunderbaren Sommer, sie haben die Kraft, das Leben aller TeilnehmerInnen zu verändern.“

Dazu schildern wir einige Beispiele:

Vanja Nedic

Ich habe im Sommer 2003 an den „Ferien vom Krieg“ in Drvenik teilgenommen. Ich will Euch nur sagen: Diese Zeit änderte mein ganzes Leben. Inzwischen bin ich Mitglied in einigen Friedensgruppen in Vukovar. Seither war ich in verschiedenen Friedenscamps, doch keines hat mich so geprägt wie das erste in Drvenik. Daran werde ich mich bis an mein Lebensende erinnern.

Zum ersten Mal in meinem Leben wurde ich fähig, diejenige zu sein, die ich wirklich bin – ohne Furcht vor irgendwelchen Urteilen oder Reaktionen anderer. Auch das Verhältnis zu meinen Eltern änderte sich. Meine Mutter ist Kroatin und mein Vater Serbe. Beide Seiten übten ständig Druck auf mich aus – nicht zu einem bestimmten Zweck, es war ihnen sicher gar nicht bewusst, aber ich konnte es spüren. Ich wollte aber nicht Partei ergreifen, so

stand ich ständig unter Spannung. Das habe ich erst in Drvenik begriffen. Seitdem kann ich viel besser damit umgehen, vor allem auch mit meinen Eltern darüber sprechen. Auch zwischen ihnen hat sich die Spannung dadurch abgebaut.

Es gab bei der Freizeit kein besonderes Ereignis, das mich veränderte, die ganze Freizeit war ein besonderes Ereignis, das mich und meine Lebensverhältnisse veränderte.

Gerade habe ich mit FreundInnen eine neue Friedensgruppe „Regenbogen“ gegründet, wir haben bereits über 50 Mitglieder – aus allen Volksgruppen. Unterschiede gibt's bei uns nicht. Wir wollen die Barrieren, die in Vukovar immer noch bestehen, gemeinsam überwinden.

Das ist nur ein kleiner Teil dessen, was die „Ferien vom Krieg“ für mich bedeutet haben!

Selma Velagic:

Sonja und Dzenan

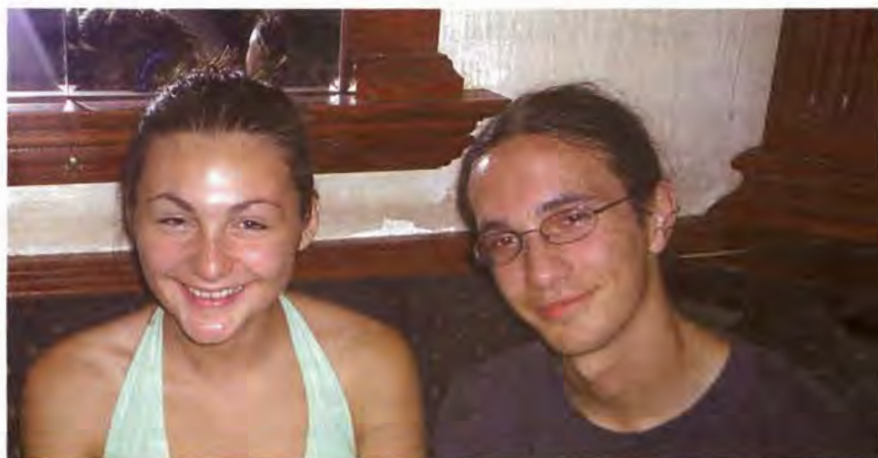
Dzenan kommt aus Banja Luka. Seine Familie gehört zu den wenigen Muslimen, die während des Krieges dort blieben und als nationale Minderheit eine schwere Zeit erlebten. Im Jahr 2000 kam er zum ersten Mal zu den „Ferien vom Krieg“ nach Zivogosce. Er erzählte uns, dass seine Mutter ihn drei Jahre lang nicht aus dem Haus ließ, aus Angst vor den serbischen Nachbarn. Auf die Frage nach seinem Verhältnis zu den serbischen Nachbarkindern antwortete er: „Jetzt ist es besser, sie verprügeln mich nicht mehr, sie gehen einfach weg, wenn ich komme“. 2004 erleben wir ihn als friedenspolitisch engagierten, kritischen und sensiblen jungen Mann. Die 17-jährige Sonja kommt aus einem Dorf in der Nähe von Sombor im Nordwesten Serbiens. Die Einwohner sind sehr konservativ und ihr Patriotismus schlägt leicht in Nationalismus um. In einer solchen Familie aufgewachsen, hat Sonja ganz andere Ideen im Kopf, über die sie mit ihrem Vater nicht diskutieren kann.

Im Sommer 2004 lernen sich Sonja und Dzenan in Neum kennen. Die beiden befreunden sich und beim tränenreichen Abschied verspricht Dzenan, Sonja in Sombor zu besuchen. Sonja nimmt das nicht besonders ernst und erzählt zu Hause nichts, um den Vater nicht mit einem muslimischen Freund

zu ärgern. Aber als Dzenan eine Woche später in Sombor erscheint und sich bei Sonja meldet, muss sie handeln. Sie erzählt ihrem Vater von dem neuen Freund (Kumpel) und fragt, ob er während seines Sombor-Aufenthaltes im Hause wohnen dürfe. Der Vater will davon nichts hören, er schreit die Tochter an, in seinem Hause werde nie ein Muslim willkommen sein. Sonja widersetzt sich und lädt Dzenan dennoch ein.

Dieser geht, so wie er ist, frei von Vorurteilen, fröhlich und entschlossen auf den Vater zu, bedankt sich für die nette Einladung und dafür, dass er bei so einem freundlichen Herrn zu Gast sein dürfe, das sei für ihn eine große Ehre. So nimmt er dem Vater den Wind aus den Segeln und dieser, sprachlos und beeindruckt, meint, es sei doch selbstverständlich, dass die Freunde seiner Tochter bei ihm jederzeit willkommen seien.

Am Abend entschuldigt sich der Vater bei Sonja für sein anfängliches Verhalten: „Das ist der netteste von allen deinen Freunden, die du bisher mitgebracht hast. Es freut mich, dass du in den Ferien so einen netten Jungen kennen gelernt hast.“ Sonja sieht ihren Vater erstaunt an und überlegt, was da passiert sei. Sollte auch ihr Vater anfangen, die Menschen als Menschen zu sehen?! Inzwischen ist es keine Frage mehr, dass Dzenan ab und zu bei Sonja in Sombor zu Gast ist. Und der Vater freut sich auf den interessanten Jungen, der ihm hilft, seine Sicht zu erweitern.



Sonja und Dzenan (Foto: Snjezana Pruginic)

Zlata Veselinovic

Von der Kinderfreizeit zum Bosnien-Express

Gerade bin ich zurück aus Sarajevo, erfüllt von ganz unterschiedlichen Gefühlen.

Noch immer ist es für Serben aus Banja Luka sehr ungewöhnlich, in den anderen Teil Bosniens zu reisen, speziell nach Sarajevo. Ich hatte nicht gerade Angst, aber ich muss zugeben, dass meine Gefühle sehr gemischt waren. Einerseits fühlte ich mich geehrt durch die Einladung zu der internationalen Konferenz „Jugendliche aus Bosnien-Herzegowina, gestaltet Eure eigene Zukunft“ mit einigen prominenten Politikern und Pop-Stars. Ich war eingeladen, weil ich letztes Jahr im NGO-Sektor sehr aktiv war und auch beim Radio arbeite. Andererseits hatte ich ein bisschen Angst, niemanden zu kennen und lauter fremde und vielleicht feindselige Jugendliche zu treffen.

Aber schon in der ersten Minute hörte ich jemanden meinen Namen rufen. Es waren Jugendliche, die ich bei den „Ferien vom Krieg“ getroffen hatte. Ich kann kaum beschreiben, was für ein wunderbares Gefühl es war, eine bekannte Stimme zu hören, nicht mehr allein zu sein, sondern in dieser fremden Umgebung akzeptiert zu werden. Wir trafen weitere LehrerInnen und Jugendliche, die auch bei den „Ferien vom Krieg“ dabei gewesen waren und fühlten uns sofort als eine Gemeinschaft unter den 500 TeilnehmerInnen der Konferenz.

Es war sehr interessant, Jugendliche aus der Republica Srpska und der bosnisch-kroatischen Föderation zu treffen, die Ideen für ein besseres Leben in Bosnien-Herzegowina entwickelten. Die meisten von ihnen sind bereits aktiv und haben eine Vision für die Zukunft. Wir suchten für den Nachmittag Workshops aus, zu Bildung, NGO's, kultureller Entwicklung und sozialen Fragen.

Für mich war diese Konferenz wichtig wegen des Gefühls, ein Familientreffen zu feiern. Um das zu erklären, muss ich sechs Jahre in die Vergangenheit zurückgehen. Im August 2000 kam ich als 14-Jährige zum erstenmal ans Meer nach Zivogosce. Ich könnte so viel über diese erste Freizeit schreiben: über die FreundInnen aus allen Teilen Bosnien-Herzegowinas, über das, was ich lernte, über schöne Erlebnisse.

Diese Erfahrung hat mein Leben verändert. Ich entdeckte Werte und Prinzipien, die bis heute meinen Weg bestimmen. Ich bekam die außergewöhnliche Chance, eine zweite Freizeit mitzumachen, und wurde dann als Assistentin und Dolmetscherin Teil des großartigen Teams, das immer neuen Gruppen von Jugendlichen ermöglicht, Erfahrungen zu machen, die ihr ganzes Leben beeinflussen. Heute studiere ich Sozialarbeit an der Universität von Banja Luka, bin in lokalen NGO's aktiv und gerade dabei, eine neue Gruppe zu gründen. Ich kann mit Optimismus, Hoffnung und Kraft für eine bessere Zukunft arbeiten und ich weiß, dass ich nicht allein bin.

Auf dieser Konferenz traf ich nach Jahren einige der Leute wieder, die so wichtig für mich waren, gute Freunde aus den „Ferien vom Krieg“. Wir kamen mit demselben Ziel: Wir wollten das, was wir bei diesen Freizeiten zusammen gelernt hatten, in Handeln umsetzen und versuchen, den anderen die Hoffnung und Kraft zu geben, die wir dort gefunden hatten.

Wir waren glücklich, weil wir wieder zusammen waren, über die Erfahrung, dass wir uns verstehen. Wir haben eine Vision und wir wissen, dass sie Realität werden kann.

Ich habe immer noch Kontakt zu den meisten LehrerInnen und Kindern meiner Freizeiten. Ich weiß, wieviel diese Ferien für sie bedeuten, nicht nur, weil sie sonst nie die Chance gehabt hätten, ans Meer zu kommen, sondern vor allem, weil sie dort „die anderen“ treffen konnten.

Diese Chance sollten noch möglichst viele junge Leute erhalten, besonders die, die unter schlechten Bedingungen leben, die sehr arm sind oder schreckliche Erlebnisse verkraften mussten. Gerade die Kinder aus den kleinen Orten rund um Banja Luka brauchen Hilfe. Ich habe deshalb mit einigen anderen beschlossen, eine eigene NGO, „Bosnien-Express“, zu gründen, um etwas zu bewegen.

Ich hatte die Chance, bei den „Ferien vom Krieg“ Leute zu treffen, die mich inspirierten. „Ferien vom Krieg“ sind keine Erfahrung für zwei Wochen, nicht nur eine schöne Erinnerung an einen wunderbaren Sommer, sie haben die Kraft, das Leben aller TeilnehmerInnen zu verändern.

Wilfriede Dieter, Alma Džinić Trutović

Husnija und Jovica

Bei der Aktion „Ferien vom Krieg“ gibt es seit 12 Jahren die Regel, dass alle Kinder nur einmal an einer Freizeit teilnehmen sollen. Ausgenommen sind die Kriegs- und Sozialwaisen aus den beiden staatlichen Kinderheimen in Tuzla (bosn.-kroat. Föderation) und Banja Luka (Serb. Republik). Obwohl der lange, blutige Krieg in Bosnien viele Kinder als Waisen zurückließ, kamen nur relativ wenige in Heime, da die meisten bei Verwandten aufgenommen wurden.

Aufgefallen ist uns bei biografischen Interviews auch die relativ große Zahl der Sozialwaisen unter den Heimkindern, bei denen ein Elternteil noch lebte. Bei vielen ist es die Mutter, die nach den Traumata des Krieges in psychologischer Behandlung ist, oder sich nicht in der Lage sieht, ihr Kind zu versorgen. Bei einigen hatten sich die Eltern aus ethnischen Gründen getrennt und waren in ihre Herkunftsfamilie zurückgegangen, wohin sie das „andere“ Kind nicht mitnehmen durften. Wir waren schockiert, dass viele Kinder nicht wegen der unmittelbaren Auswirkungen des Krieges im Heim lebten, sondern als Folge häuslicher Gewalt: Einmal hatte die Mutter den Vater erschossen, das andere Mal hatte der Vater die Mutter erschlagen. Der alltägliche Hass und Sadismus der Soldaten im Krieg hat besonders bei den Männern zur Verrohung und zu Misshandlungen in den Familien geführt.

In Bosnien-Herzegowina müssen Waisen das Heim verlassen, wenn sie volljährig werden. Viele Jugendliche sind in dieser Situation gezwungen, bei Verwandten zu leben. Eine Arbeit finden sie nicht, eigenen Wohnraum können sie sich nicht leisten. Dieser Umzug ist aber meistens eine nur vorübergehende Lösung, denn die Großfamilie hatte sich ja schon früher nicht in der Lage gesehen, das Kind aufzuziehen.

Zwei junge Männer aus den Waisenhäusern in Tuzla und Banja Luka haben sich schon als Kinder bei den „Ferien vom Krieg“ kennen gelernt und befreundet, konnten sich aber nur bei den Sommerfreizeiten treffen.

Beide sind kürzlich 18 Jahre alt geworden. Sie haben ihren Schulabschluss und die Lehrausbildung mit gutem Erfolg bestanden und werden nun als Volljährige aus der familiären Struktur der Waisenhäuser entlassen



Husnija und Jovica (Foto: Alma Džinić)

in Arbeits-, Wohnungs-, Beziehungs-, Eltern- und Hoffnungslosigkeit. Für zwei Wochen Ferien können wir (wenigstens) ihre Trostlosigkeit mildern.

Husnija gibt sich äußerlich betont cool und überrascht täglich mit einer neuen Frisur. Wer ihn näher kennenlernt, erlebt einen sehr sensiblen, introvertierten jungen Menschen. Er ist Vollwaise ohne Verwandte. Er leidet unter einer schweren chronischen Bronchitis und Asthma. Viele Wochen seiner Kindheit und Jugend musste er in Kliniken verbringen, mehrere Eingriffe waren nötig, Kürzlich sagte ihm ein Arzt, er habe nicht mehr lange zu leben. Nach dem hart erarbeiteten Schulabschluss und der gleichzeitigen Friseurlehre fühlte er sich an seinem 18. Geburtstag „wie ein neu Geborenes ins Leben gestoßen, ganz allein, ohne einen Menschen auf der Welt“. Als er seine Lebensgeschichte erzählt, haben wir den Eindruck von geradezu unglaublicher Reife. Die Einsicht, sein Schicksal allein tragen zu müssen, formte und forderte ihn und lehrte ihn, achtsam mit sich und anderen umzugehen. So hilft er bei der Freizeit auch überall, wo es nötig ist.

Jovica ist Sozialwaise und hat 2004 nach zwölf Jahren zum ersten Mal seine Mutter wiedergesehen. Er hat früher beim Baden durch ein auffälliges Rücken-Tattoo gern die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und mit Husnija immer wieder mit Break-Dance Vorführungen und Kursen die anderen begeistert. Im Sommer 2005 wirkt er sehr in sich gekehrt und zieht sich oft zurück. Im Herbst wird auch er aus dem Waisenhaus zu Verwandten entlassen, in eine neue Stadt, in eine Familie, die ihn als zusätzlichen, ungeliebten Esser betrachtet. Er hat in der Berufsschule eine Ausbildung zum Karosseriebauer absolviert, allerdings hat er keine Aussicht auf Beschäftigung. Seine besondere Liebe gilt dem Shiatsu, das er aus unseren Freizeiten kennt, und wo er gern im Workshop assistiert. Unsere bosnisch-kanadische Therapeutin Snjesana will versuchen, ihm über Spenden eine Ausbildung zu ermöglichen.

Jovica ging nach der Freizeit 2005 zu seinen Großeltern nach Bijeljina. In der neuen Umgebung, arbeitslos und ohne Freunde, mit ständigem Nörgeln der Großeltern, war er sehr unglücklich und traurig. Man verstand ihn nicht. Ich (Alma) wies ihn auf zwei Hilfsprojekte hin, die sich mit den Problemen der Jugendlichen in Bijeljina beschäftigen, damit er neue Kontakte knüpfen und eventuell Unterstützung erfahren konnte. Bald danach ging er zu Verwandten nach Sombor (Serbien), um dort den Winter zu verbringen. Er ist immer noch auf Arbeitssuche, lebt bei Onkel und Tante und sagt von sich, er sei unglücklich, weil er auf fremde Hilfe angewiesen sei.

Husnija hatte mehr Glück. Die Hilfsorganisation Amica-Prijateljice aus Tuzla eröffnete im Oktober eine Wohngemeinschaft für 18-Jährige, die das Waisenhaus in Tuzla verlassen müssen. Er kann dort zum Übergang zwei Jahre lang bleiben, um sich mit der Selbstständigkeit vertraut zu machen. Er jobbt in einem Internetclub und ist glücklich und zufrieden. Immer wieder aber spricht er voller Sorge von seinem Freund Jovica.

Wenn ich über die beiden nachdenke, spüre ich eine große Leere in mir. Ich finde keinen Weg, ihnen zu helfen, außer dass ich sie ab und zu anrufe und mit ihnen über ihre Probleme spreche. Manchmal mag das genügen, aber die beiden brauchen doch mehr, nur moralische Unterstützung reicht nicht für die Selbstständigkeit. Ich hoffe, dass die zwei Jungen in der Zukunft mehr Glück haben werden. Immerhin haben Jovica und Husnija ihre langjährige Freundschaft bei den Freizeiten „Ferien vom Krieg“ entwickeln und pflegen können. Im Sommer 2006 sollen sie als Assistenten in Neum mitarbeiten.

Helga Dieter

2005 – 10 Jahre nach den Massakern von Srebrenica

2005 – 10 Jahre nach dem Friedensvertrag von Dayton

(Zu diesen Themen war hier ein Artikel geplant, der die Gewalteskalation in Srebrenica und ihre Folgen sowie das Diktat von Dayton genauer analysiert. In der angemessenen Differenzierung würde das aber den Rahmen dieser Broschüre sprengen. Der Artikel wird deshalb im Internet erscheinen).

In unseren Broschüren haben wir immer wieder versucht, die Aktion „Ferien vom Krieg“ in den Zusammenhang der politischen Entwicklungen zu stellen. Die konkrete inhaltliche Vermittlung vom biografischen Interview eines Kindes bis zur Interessen- bzw. Militärpolitik der „westlichen Wertegemeinschaft“ war in der komplizierten politischen Gemengelage der neuen, feindlichen Staatsgründungen auf dem Balkan nicht einfach. Besonders komplex ist die analytische Annäherung an die Ereignisse in Srebrenica. Die Frage, wie sich ganz normale Bürger, liebende Familienväter und hilfsbereite Nachbarn in kurzer Zeit in sadistisch mordende Bestien verwandeln können, ist eine Kernfrage in allen Kriegen. Die Massaker der bosnisch-serbischen Armee und ihrer Freischärler an den muslimischen Flüchtlingen in Srebrenica sind dafür nur ein Beispiel. Da Srebrenica zwei Jahre zuvor zur ersten UN-Schutzzone erklärt worden war, sollte die Rolle des Sicherheitsrates, der Westmächte und ihrer Emissäre bei der Wahrheits-suche beleuchtet werden. Doch Informationen zur Mitwisserschaft der UNO, Nato und der Regierungen bleiben seit zehn Jahren unter Verschluss. Die Massaker von Srebrenica dienen seither zur Legitimation harter präventiver Militärschläge der Nato bzw. der Amerikaner gegen die „Schurkenstaaten“. Auch aus diesem Grund ist die exemplarische Analyse der Gewaltspirale für die Friedensbewegung unabdingbar, denn von offizieller Seite ist dazu nichts zu erwarten. „Die Srebrenica-Akte ist geschlossen“, verlautbarte ein UN-Sprecher. So brachten die Feierlichkeiten zum zehnten Jahrestag der Massaker (11. Juli 2005) keine neuen Erkenntnisse, die Krokodilstränen der Politiker verschleierten den Blick.

Auch der Friedensvertrag von Dayton jährte sich (21. November 2005). In einem Zeitungsartikel, der so gewichtig erschien, dass er in vier europäi-

schen Ländern gleichzeitig in großen Zeitungen veröffentlicht wurde, stellten die prominenten Autoren erstaunt fest, dass „die ethnische Aufteilung, die der Einteilung des Landes in verschiedene Einheiten durch dieses Abkommen zugrunde liegt, die beste Garantie für die Dominanz nationalistischer Parteien“ wurde. (Autoren sind: Daniel Cohn-Bendit, Europaabgeordneter der Grünen, José Maria Mendiluce, Sondergesandter und Koordinator für die humanitäre Mission der UN in Ex-Jugoslawien a.D., und Haris Silajdzic, Premierminister und Außenminister von Bosnien-Herzegowina a.D.).

Diese Einsichten hätten die drei politischen Experten früher haben können, wenn sie unsere Broschüren und Berichte gelesen hätten. Da heißt es schon 1998: „Durch die Konsequenzen des Dayton-Vertrages werden die ‚ethnischen Säuberungen‘ legalisiert und zementiert, insofern die Menschen, die nicht in ihre Heimatorte zurück können, gezwungen werden, sich im Gebiet ihrer jeweiligen ‚Ethnie‘ irgendwie und irgendwo anzusiedeln.“

Die Politiker schlagen eine neue Multikultur für Bosnien vor, wenn alle Flüchtlinge zurückkehren. Wie das auf friedliche und sozial abgefederte Weise geschehen soll, sagen sie nicht. Es gibt schon seit Jahren Druck zur Rückkehr der Flüchtlinge bis hin zu Zwangsmaßnahmen. Sollen diese nach Meinung der Herren verstärkt werden?

Über die Probleme in einem Rückkehrerdorf berichtet Rebekka Edelmann. Dieser Ort gilt in der Gegend als gelungenes Modellprojekt.

Rebekka Edelmann

Nebeneinander oder Zusammen?

Inter-ethnische Beziehungen in Bosnien-Herzegowina 10 Jahre nach Kriegsende

Im Sommer 2005 feierten die Bijelo Dugme (Weiße Knöpfe) ein großes Comeback in allen Ländern des ehemaligen Jugoslawiens. Die Band, die ihre größten Erfolge vor dem Krieg hatte, gab Konzerte in vielen Städten, die von allen Bevölkerungsgruppen begeistert besucht wurden. Auf der ersten Freizeit in diesem Sommer bildeten die Jugendlichen spontan eine Co-

verband der Bijelo Dugme. Amir aus Bosnien-Herzegowina, Mladen aus Serbien-Montenegro und Marko aus Kroatien ließen die Bijelo Dugme lebendig werden, und alle Jugendlichen feierten sie begeistert.

Dieses Beispiel zeigt, dass die „Ferien vom Krieg“ Raum für ganz besondere Begegnungen schaffen. Es entstehen Freundschaften über alle Ethnien hinweg. Doch was passiert nach den zwölf Tagen am Meer? Wie geht es weiter mit den Freundschaften? Entscheidend dafür sind die Familie und die Situation in den Heimatorten. Die Kinder und Jugendlichen stoßen oftmals auf Unverständnis, wenn sie von ihren Erfahrungen erzählen, denn die Erlebnisse bei den „Ferien vom Krieg“ haben wenig mit der Realität der inter-ethnischen Beziehungen in den Heimatorten zu tun.

So sind auch in der Rückkehrergemeinde Snagovo in Bosnien-Herzegowina, aus der im Jahr 2005 einige Jugendliche an den „Ferien vom Krieg“ teilnehmen konnten, die Lebenswelten von Serben und Bosniaken weitgehend getrennt. Bevor ich in diesem Sommer zur ersten Freizeit nach Neum fuhr, verbrachte ich einige Wochen in Snagovo, um dort Daten für meine Diplomarbeit zu erheben. Durch mein Freiwilliges Soziales Jahr 1999/2000 bei Amica-Prijateljice, einer humanitären Organisation in Tuzla, die seit Jahren die „Ferien vom Krieg“ von Tuzla aus koordiniert und vorbereitet, konnte ich Kontakt nach Snagovo aufnehmen. In meiner Diplomarbeit geht es um den Wiederaufbau sozialer Beziehungen und gegenseitigen Vertrauens in Nachkriegsgesellschaften am Beispiel der Rückkehrergemeinde Snagovo. Der folgende Text soll jedoch keine Forschungsergebnisse darstellen, sondern am Beispiel des Rückkehrerdorfes deutlich machen, warum die „Ferien vom Krieg“ auch zehn Jahre nach dem offiziellen Kriegsende in der Region so wichtig und besonders sind.

Snagovo ist ein Dorf, in dem heute rund 650 Einwohner leben. Es liegt bei Zvornik im Nordosten von Bosnien-Herzegowina. Vor dem Krieg lebten 80% Bosniaken und 20% Serben im Dorf. Im Laufe des Krieges zwischen 1992 und 1995 wurden jedoch alle Bosniaken aus Snagovo vertrieben und viele von ihnen getötet. Insgesamt flohen etwa 50.000 Menschen aus der Region Ostbosnien nach Tuzla bzw. ins Ausland. Sie lebten dort in Sammelunterkünften oder in den verlassenen Häusern der serbischen Bevölkerung. Ab 1998 kehrte diese wieder nach Tuzla zurück und klagte dort ihr Eigentum ein. Deshalb wurde der Druck zur Rückkehr auf die Flüchtlinge durch die Behörden immer stärker. Im Jahr 2000 kehrten so die ersten

bosniakischen Vertriebenen in ihre Heimatorte wie etwa nach Snagovo zurück. Diese liegen heute in der Serbischen Republik, dem serbisch dominierten Teil von Bosnien-Herzegowina.



Frauentreff, Jugendclub, Bürgermeisteramt und Moschee in Snagovo (R. Edelmann)

Ein Teil der Rückkehrer ist froh darüber, wieder auf eigenem Grund und Boden zu sein. Für andere, vor allem für viele Frauen, die ihren Mann im Krieg verloren haben, war es dagegen unvorstellbar an die Orte der erlebten Kriegsverbrechen zurückzukehren. Viele Familien haben sich daher gegen eine Rückkehr entschieden. Auch die heutigen Lebensbedingungen erschweren die Rückkehr und das Leben in Snagovo. Nicht alle Häuser wurden wieder aufgebaut, 40% der Haushalte verfügen nicht über fließendes Wasser, und jeder zehnte Haushalt ist nicht an die Stromversorgung angeschlossen. Die Straße in das Dorf ist eine Schotterpiste. Die Rückkehrer nach Snagovo haben kaum Chancen, eine Arbeit zu finden. Die inzwischen privatisierten Firmen in der Gegend um Snagovo stellen keine Bosniaken ein. Die Arbeitslosigkeit im Dorf liegt bei rund 90%. Viele Familien verfügen

über kein reguläres monetäres Einkommen. Damit stellt sich für die Rückkehrer die Frage, ob sie in Zukunft überhaupt in Snagovo bleiben können. Viele junge Leute entscheiden sich dafür, das Land zu verlassen. Die Landwirtschaft ist die einzige Möglichkeit der Überlebenssicherung. Aufgrund fehlender Absatzmärkte bleibt jedoch nur die Subsistenzwirtschaft. Die heutige Situation stellt für die Einwohner einen extremen sozialen Abstieg im Vergleich zur Situation vor dem Krieg dar: „Das Dorf hier war früher ein reiches Dorf. Hier hast du an einem Montagmorgen keinen einzigen Mann finden können. Alle haben in den Firmen in Zvornik oder in Belgrad gearbeitet“, sagt Kenan Hasanovic, 37 Jahre. Viele Einwohner haben das Gefühl, dass man sie vergessen hat. So meint Rasida Muratovic (56 Jahre): „Seit ich hierher zurückgekehrt bin, ist niemand gekommen und hat mich gefragt, ob ich überhaupt etwas zu essen habe. Niemand hat mich gefragt, ob ich hier leben kann oder nicht.“

Im Gegensatz zu anderen Dörfern gab es in Snagovo keine gewaltsamen Übergriffen auf die Rückkehrer. Allerdings berichten viele Einwohner von Provokationen. Beispielsweise wurde ihnen zugerufen: „Arbeitet ihr nur, dieses Haus wird abbrennen, genau wie das erste auch.“ Über 60% der Befragten in Snagovo haben auch heute noch Angst vor ihren serbischen Nachbarn. Zu stark sind die Erinnerungen an die Kriegserlebnisse. In Snagovo wurde bereits 1992 eine Gruppe von Bosniaken, die sich im Wald vor der serbischen Belagerung versteckt hatte, von serbischen Einheiten aufgespürt, in das Dorf gebracht und dort erschossen und verbrannt. 36 Personen kamen bei diesem Massaker ums Leben, darunter ein sechs Monate altes Baby. Die Beteiligung der serbischen Nachbarn an diesem Massaker und den anschließenden Vertreibungen ist eine große Belastung für die inter-ethnischen Beziehungen in Snagovo. Adisa Nuhanovic (40 Jahre) sagt dazu: „Es ist furchtbar, wenn du weißt, dass das deine eigenen Nachbarn waren, obwohl wir vor dem Krieg gut miteinander gelebt haben. Das tut mir weh.“

Auch heute noch stoßen die Einwohner immer wieder auf Spuren des Krieges. Erst im vergangenen Jahr sind zwei Massengräber in Snagovo entdeckt worden. Es handelt sich jeweils um so genannte sekundäre Massengräber. Die Leichen stammen aus anderen Massengräbern rund um Srebrenica, die zur Vertuschung der Verbrechen wieder geöffnet und verlegt wurden. Neben den schmerzlichen Erinnerungen an den Krieg belastet die Einwohner von Snagovo die ständige Konfrontation mit Kriegsverbrechern.



Frauen in Snagovo (R. Edelmann)

So berichten die Leute, dass der heutige Dorfvorsteher des serbischen Nachbardorfes für das Massaker in Snagovo verantwortlich ist. Er fährt bis heute täglich in der Uniform der serbischen paramilitärischen Tschetnik-Verbände durch das Dorf und vermittelt damit eine deutliche Botschaft an die Rückkehrer. Aus Angst um die eigenen Familien unternehmen die Rückkehrer jedoch nichts dagegen. Samir Abdivic (25 Jahre) beschreibt die Haltung der Rückkehrer: „Letztendlich mussten wir den Kopf einziehen, denn wir sind hierher zurückgekommen.“

Nur rund 5% der Einwohner haben heute einen regelmäßigen Kontakt zu den serbischen Nachbarn. Meist beschränken sich die Kontakte auf ein gegenseitiges Grüßen, die Vergangenheit spielt keine Rolle. So erzählt Adnan Haskovic (40 Jahre) über einen serbischen Jugendfreund von dem er weiß, dass er an den Massakern in Snagovo beteiligt war: „Ich würde gern darüber sprechen und habe angefangen ihn zu fragen. Aber sobald ich damit anfangen, ist er weg. Er will nicht darüber sprechen.“ Auch Suada Lalic (67 Jahre) hat wieder Kontakt zu einer serbischen Freundin aufgenommen, sie sagt: „Der Krieg ist nie Thema zwischen uns. Für sie ist es als wäre nichts gewesen. Wir sprechen nur über schöne Dinge miteinander.“

Vor dem Krieg gab es viele Freundschaften zwischen Serben und Bosniaken in Snagovo. Adnan Haskovic (40 Jahre) erzählt: „Wir saßen zusammen auf der Schulbank. Wir waren Freunde, haben zusammen Fußball gespielt und waren zusammen auf den Tänzchen und Hochzeiten. Heute haben die Jugendlichen in Snagovo überhaupt keinen Kontakt zu den serbischen Jugendlichen.“ Samir Abdovic (25 Jahre) ist der Vorsitzende des Jugendvereins von Snagovo, er meint dazu: „Wir haben keinen Kontakt und auch keinen Kontakt gesucht. Vielleicht ist es dafür zu früh. Die Wunden sind noch zu groß.“ Auch Lejla Seric (20 Jahre) kann sich keinen Kontakt zu den serbischen Jugendlichen vorstellen: „Ich würde nicht gerne Kontakt zu ihnen haben. Denn ich weiß, was sie mit meinem Vater gemacht haben. Und dann ist es schwierig.“ Die Eltern schicken ihre Kinder ab der fünften Klasse in die Föderation von Bosnien-Herzegowina auf die Schule, obwohl der Weg sehr viel weiter und teurer ist. Der Grund dafür liegt in den unterschiedlichen Lehrplänen. Beispielsweise lernen die Jugendlichen in der Serbischen Republik, dass die Verantwortlichen für das Massaker von Srebrenica Kriegshelden seien. Abends treffen sich die bosniakischen Jugendlichen in der Föderation anstatt in der näher liegenden Stadt Zvornik in der Serbischen Republik. So gibt es kaum Berührungspunkte zwischen serbischen und bosniakischen Jugendlichen.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, wie sehr sich die Erfahrungen der Kinder und Jugendlichen bei den „Ferien vom Krieg“ von den Lebenswelten in den Heimatdörfern unterscheiden. Es wird klar, wie schwierig es für die Jugendlichen ist, von Freundschaften zu serbischen Jugendlichen zu berichten. Und es wird deutlich, welche Besonderheit die „Ferien vom Krieg“ auch zehn Jahre nach Dayton und Srebrenica noch immer darstellen. Die positiven Erfahrungen der Jugendlichen bei den „Ferien vom Krieg“ können Veränderungen anstoßen, so dass vielleicht eines Tages der Kontakt zwischen serbischen und bosniakischen Jugendlichen auch in Dörfern wie Snagovo möglich ist.

Brigitte Klaß

Ein Loch in die Mauer der Vorurteile

Ein Workshop der ersten Freizeit in Neum beschäftigte sich mit der Entstehung und den Auswirkungen von Vorurteilen. Die Jugendlichen saßen im Kreis und riefen spontan die Stereotypen und Klischees, die ihnen zu bestimmten Volks- oder Altersgruppen einfielen.

Diese Zuordnungen wurden jeweils auf ein Blatt geschrieben und daraus ein Stein gebastelt. So entstand die „Mauer der Vorurteile“. Anschließend diskutierten die Jugendlichen Stein für Stein die genannten Vorurteile, überlegten, wie sie entstanden sein könnten, und was sie für die Betroffenen bedeuten. Anita aus Osijek, die diese Gruppe leitete, war überrascht, dass die heftigsten Debatten nicht über ethnische oder religiöse Vorurteile entbrannten, sondern über die Frage, welche Eigenschaften Jungen und Mädchen charakterisieren.

Zum Abschluss des Workshops wurde die Mauer der Vorurteile von den Jugendlichen mit großer Begeisterung zerstört.

Kurz darauf ergab sich in der Praxis die Möglichkeit, gegen eine Mauer von Vorurteilen anzugehen. Im Hotel machten auch drei Jugendgruppen aus Kinderheimen und Waisenhäusern in Bosnien Ferien. In diesen Gruppen gab es einige ältere Jungen, die sich sehr für unsere Mädchen interessierten. Sie riefen sie nachts mit dem Zimmertelefon an oder klopfen an ihre Türen. Die Mädchen reagierten teils fasziniert, teils verängstigt, unsere BetreuerInnen dagegen sehr eindeutig. Anstatt uns über dieses Problem zu informieren, wandten sie sich an die Polizisten, die nach den Vorfällen mit den Nazi-Schlägern im letzten Jahr zu unserem Schutz im Hotel anwesend sind. Diese Reaktion erklärt sich aus den vielen Vorurteilen, die in allen Volksgruppen des ehemaligen Jugoslawien gegenüber Heimkindern bestehen. Vor dem Krieg gab es fast keine Heime, Waisen wurden in den großen Familienverbänden aufgezogen, nur „Kinder, mit denen etwas nicht stimmt“, kamen ins Heim.

Der Krieg hat die Familienbande zerrissen, mehr Kinder und Jugendliche leben als Waisen oder Sozialwaisen im Heim und gelten als schmutzig, dumm, aggressiv oder gar kriminell.

Auch der Hoteldirektor dachte in diesen Bahnen: Als wir zwei Einbrüche in unsere Zimmer meldeten – in einem Fall hatten die Kinder die erwachsenen Einbrecher noch vom Balkon springen sehen – sagte er uns, das Problem würde sich lösen, wenn die Gruppen aus dem Heim abreisen würden.

Diese Einschätzung wiesen wir energisch zurück und überlegten dann, wie wir mit der Situation umgehen sollten. Inzwischen hatte sich unter den Heimkindern das Gerücht verbreitet, wir hätten wegen der Einbrüche die Polizei auf sie gehetzt und würden Heimkinder ablehnen.

Alma, unsere Koordinatorin aus Tuzla, und Rebekka suchten das Gespräch mit den Jungen und ihrem Betreuer und machten deutlich, dass wir sie nie wegen der Diebstähle beschuldigt hätten, und auch der Polizeieinsatz nicht auf unsere Initiative zurückging. Im Gespräch stellte sich heraus, dass die Jugendlichen sich langweilten und neidisch waren auf die Workshops und das Programm für unsere Gruppe.

Wir luden sie herzlich zu den abendlichen Aktivitäten auf unserer großen Dachterasse ein. Der Trubel beim Jonglieren, Tischtennis, Perlen auffädeln und der Disco war riesig. Ich wurde blass, als ich sah, wie von außen eine Hand über die Brüstung der Dachterasse griff, zwei von den Heim-Jungen kamen an der Hotelfassade hochgekraxelt. An das abendliche Treffen, bei dem wir die Ergebnisse der Workshops vorstellten oder über das Komitee erzählten, mussten sich unsere Gäste erst gewöhnen. Als sie aber an ihrem letzten Abend dort mit großem Applaus und einer Friedens-Tasche für jeden verabschiedet wurden, strahlten sie. Am nächsten Tag kamen viele unserer Jugendlichen zum Winken an ihren Bus. Aus der Mauer der Vorurteile waren Steine gefallen.

Gudrun Libnau

Friedenskörner

Für 84 Kinder und Jugendliche beginnt eine interessante, anregende Zeit. 13 Tage lang wird ihnen ein tolles, abwechslungsreiches Programm geboten. Sastanak, ein von den TeilnehmerInnen jeden Abend selbst geleitetes Plenum wird zum „Renner“. Viele Hände strecken sich nach oben, wenn die Wahl der nächsten Sastanakleitung ansteht. Selbstbewusst treten Kinder und Jugendliche zu zweit oder alleine als DiskussionsleiterIn und ModeratorIn vor die gesamte Gruppe. Ich bin beeindruckt von der Souveränität, ihren Ideen, ihrer Ernsthaftigkeit und ihrem Verantwortungsgefühl.

In den Workshops wird diskutiert über Demokratie, Kinderrechte, Gewalt in der Familie, Probleme in der Schule, in Rollenspielen nach gewaltlosen Konfliktlösungen gesucht und diese am Abend den anderen auf der Bühne in kleinen Szenen vorgeführt. Es wurden Briefe an SpenderInnen geschrieben, gebastelt, gemalt, auf Kartons und Plastikflaschen Samba-Rhythmen eingeübt, Friedenslieder der Indianer gesungen, es gab Theaterperformances an ungewöhnlichen Spielorten zum Thema „Fremdsein“, Verwandlungskünstler zeigten ihre Tricks. Wer wollte, konnte sich im Jonglieren üben, Mutsprünge machen und Fliegen lernen, sich sportlich betätigen, und überhaupt gab es viel Spaß und Spannendes zu erleben. Daneben gibt es Schwimmen, Disco, Ausflüge usw. Die Tage vergehen wie im Flug.

Ein wunderschönes Abschiedsfest und dann dicke Abschiedstränen. Viele Kinder und Jugendliche haben Freundschaften geschlossen. Serbisch, kroatisch, bosnisch-muslimisch, Roma?! Für die Teilnehmer und TeilnehmerInnen spielt diese Zuordnung, so meine große Hoffnung, zukünftig keine große Rolle mehr.

Wichtig war und ist, sie haben gemeinsam intensive positive Erlebnisse und Erfahrungen miteinander sammeln können. Eine Begegnung von unschätzbarem Wert.

Ich bin voller Zuversicht, dass in jedes dieser Herzen ein kleines Friedenskorn gepflanzt wurde, das irgendwann aufgeht und wächst.

Wilfriede Dieter

Kriegskinder

Mit Schwung, Phantasie und Zuwendung ein harmonisches Zusammenleben und ein interessantes Programm für die Jugendlichen zu gestalten – neben dieser anstrengenden Arbeit werden wir oft mit erschütternden Einzelschicksalen konfrontiert.

Ein Junge aus dem Waisenhaus muss sich häufig aus dem allgemeinen Treiben absondern, er krümmt sich vor Schmerzen. Ein Granatsplitter im Bauch wurde nicht herausoperiert. Bei mehreren Jugendlichen sind die Kriegsverletzungen beim Baden nicht zu übersehen. Auffällig viele leiden an Asthma, was möglicherweise psychosomatisch von ihren Kriegstraumata verursacht ist.

Zutiefst erschüttert sind alle, als an einem Spätnachmittag ein 15-Jähriger blutüberströmt, leichenblass und halb bewusstlos versorgt werden muss. Er ist zwanghaft – von einer inneren Stimme getrieben – durch die geschlossene Glastür gesprungen. Während die Wunden in der Klinik genäht werden, versammeln wir die große Gruppe, und die Betreuerin Suzana aus dem Kinderheim in Banja Luka kann mit einfühlsamen Worten im gemeinsamen Gespräch die Spannung mindern.

Sie ist eine sehr engagierte Erzieherin und hatte den Mut, besonders schwierige Jugendliche mitzubringen. Viele ihrer Zöglinge brauchen psychologische Behandlung. Einer ist hyperaktiv und in seiner geistigen Entwicklung retardiert, ein 15-Jähriger ist Bettnässer usw. Bei manchen, die noch ein Elternteil haben, erfahren wir im Gespräch, dass diese in der Psychiatrie oder im Gefängnis sind.

Elvis ist Vollwaise. Weil er manchmal gewalttätig reagiert, muss er ein Beruhigungsmittel nehmen. Er will auch nachts in der besonderen Atmosphäre des Shiatsu-Behandlungsraumes bzw. in der Nähe der Shiatsu-Praktikerinnen bleiben. Nur mit Mühe ist er zur Teilnahme am Gruppengeschehen zu bewegen und wird doch nach einigen Tagen ins Zusammenleben integriert – sichtlich glücklich. In seinem Brief an einen Spender schreibt er, es sei so super, dass hier alle gleich seien und er von allen akzeptiert werde.

Der Friedensappell

Gleich in den ersten Tagen der Freizeit führen Mädchen aus der Zeitungsgruppe ein Interview mit mir über das Komitee für Grundrechte. Ich berichte von Aktivitäten gegen den Irak-Krieg, Prozess- und Demonstrationsbeobachtungen, Präsenz bei Abschiebungen, Aktivitäten gegen die Einschränkung fundamentaler Menschenrechte etc. Die Mädchen sind sichtlich beeindruckt und stolz, von dieser „Super-Organisation“ eingeladen worden zu sein.

Darüber schreiben sie einen informativen Artikel in der Campzeitung „Neumorne“. Beim abendlichen Plenum sprechen wir über den großartigen Erfolg des „Friedensappells von Kindern aus Krisen- und Kriegsgebieten“. 14.000 Unterschriften sind schon gesammelt worden! Die 17-jährige Sonja erzählt, wie sie im vergangenen Jahr in den Schulen in Sombor (Serbien) und Umgebung bei Schulleitern und Lehrern mit deren Einverständnis selbständig über 1.000 Unterschriften von SchülerInnen gesammelt habe. Sie hat schon wieder einen neuen Plan: beim bevorstehenden Folklore-Festival in Neum Unterschriften zu sammeln. Die Friedenstaschen geschultert, zieht eine kleine Gruppe los, trotz eines drohenden Unwetters. Glücklicherweise und tiefend nass kehren sie nach einigen Stunden zurück und haben über hundert junge Festbesucher zum Unterschreiben motiviert. Wir trocknen die nassen Listen über Betten und Stühlen. Natürlich bekommen die jungen Friedensaktivisten in der Abendversammlung riesigen Applaus. Am Ende der Freizeit sind die restlichen Listen im Nu verteilt: „Vielleicht schaffen wir noch 1.000 Unterschriften, dann sind 15.000 erreicht.“



Foto: Selma Velagic

Gabriele Rzepka-von Renteln

Sonnenschein, Schokolade und Regenbogen

In jeder Gruppe waren wieder Shiatsu-Praktikerinnen dabei, die die Jugendlichen behandelten. Beide Seiten machten dabei unvergessliche Erfahrungen.

Jede einzelne Behandlung war eine Sternstunde eigenen Charakters: Die Stillen, die sofort die Augen schlossen und ebenso still wieder gingen, oder die Lebhaften, bei denen sich körperliche Reaktionen schon während des Liegens unübersehbar zeigten.

Wir haben die Jugendlichen gebeten, nach der Behandlung, ihre Gefühle kurz aufzuschreiben. So gewannen wir einen Einblick in die Shiatsu-Erlebniswelten der Jugendlichen. Es waren wertvolle, tiefgreifende Erfahrungen, von denen sie berichteten. Gleich zu Beginn des ersten

Behandlungstages gab es anrührende Tränen der Befreiung, ausgelöst durch das Geborgenheitsgefühl und die neue Körpererfahrung während der Shiatsu-minuten, etwas, das ich so intensiv noch nicht erlebt hatte und erst einmal verdauen musste.

Hier einige Beispiele:

„Ich habe zuerst gedacht, dass das alles ein bisschen Veräppelung ist wie ein Placeboeffekt. Die Hände der Masseurin waren so heiß, dass sie mich an meinem ganzen Körper verbrannt haben. Das war bestimmt die Energie, die sie mit ihrer Kraft in meinen Körper gebracht hat.“

„Als ich auf der Matte lag, habe ich für einen Augenblick gedacht, ich wäre in meiner eigenen Seele, das kann ich einfach nicht richtig beschreiben.“

„Ich habe diesen gelben Zettel gewählt nicht aus Zufall, sondern ich fühle mich so hell und strahlend nach jeder Massage. Ich hatte das Gefühl, dass sie genau wusste, welche Stellen sie zu berühren hatte, und sie wusste über die schmerzenden Punkte meines Körpers Bescheid. Leider war es so schnell vorbei. Aber so ist es im Leben, alles was schön ist, dauert nur kurze Zeit.“

„Es sind viele Gefühle verschmolzen in einem unbeschreiblichen Wohlsein. Jede Berührung habe ich einzeln gespürt. Der ganze Körper und jeder Punkt war danach frei. Während der Massage habe ich vergessen, wo ich bin. Ich hatte das Gefühl gespürt, dass meine Seele und mein Körper durchgeknetet wurden, das war wie Sonnenschein, Schokolade und Regenbogen.“

„Als Sie angefangen haben, mich zu massieren, habe ich mich wie ein Schmetterling in der Luft gefühlt, es war so befreiend, dass mir danach nichts mehr weh tat, jetzt geht es mir immer noch besser.“

„Am Ende der Massage habe ich angefangen zu weinen, weil ich so glücklich war. Man kann das beruhigende Gefühl nicht erklären, das durch Seele und Körper strömt. Danach habe ich mich wie neugeboren gefühlt. Die Energie hat mich positiv berührt.“

„Ich fühle mich super, als ob jemand eine große Last von mir genommen hätte.“

Dorit Riethmüller

Albanische Kinder und serbische Jugendliche aus Kosova/o zusammen in Ulcinj/Montenegro

„Wenn wir am Anfang des 21. Jahrhunderts nicht verstehen, dass wir ohne Feindschaft, Terrorismus und Kriege leben müssen, dann bringt ein Treffen nichts. Ich bin überzeugt, dass unsere Kinder in Zukunft wenn schon nicht miteinander, dann zumindest nebeneinander – aber auf jeden Fall ohne Krieg gegeneinander leben werden.“ Das sagte der serbische Kulturminister Dragan Kojadinovic am 15.08.2005 auf seinem ersten Treffen (seit Beendigung des Kosovokrieges) mit dem kosovo-albanischen Kulturminister Astrit Haraçia, und ich dachte: „Das klingt gut – da bewegt sich was.“

Nur 17 Tage später wurde im Kosovo auf ein Auto mit vier serbischen Jugendlichen, die auf dem Weg von Uroševac nach Štrpce unterwegs waren, geschossen. Zwei der Jungen starben, zwei weitere wurden mit Verletzungen ins Krankenhaus eingeliefert. Zum Verhängnis wurde ihnen angeblich ihr altes jugoslawisches Autokennzeichen, welches sie eindeutig als Serben identifizierte. Für das Kosovo gibt es ja mittlerweile eigene Autokennzahlen mit den Buchstaben KS, die eigentlich alle Autos, sowohl die serbischen als auch die albanischen, zieren. Wer da also noch ein Jugo-Nostalgiker ist, wird eines besseren belehrt.

Serbiens Präsident Boris Tadić erklärte daraufhin, dass solche Taten dazu dienen, der serbischen Bevölkerung zu zeigen, dass im Kosovo für sie kein Platz ist.

Im Herbst 2005 sollten die Verhandlungen zwischen Belgrad und Priština/Prishtina über einen endgültigen Status der Provinz beginnen, wobei die albanische Seite für die Unabhängigkeit kämpft, während Serbien weiter an der Formel „Mehr als Autonomie, aber keine Unabhängigkeit!“ festhält. Kai Eide, der als Sondergesandter des UN-Generalsekretärs Kofi Annan im Spätsommer die südserbische Provinz besuchte und in seinem darauf folgenden Bericht die für den Beginn der Verhandlungen ausschlaggebenden Informationen bündelte, zeigte sich enttäuscht von den geringen Fortschritten in der Provinz.



Mädchen beim Picknick (Foto: Sonja Tesch)

Was soll nur werden?

Bei diesen Nachrichten kann man es kaum glauben, dass ich auch dieses Jahr wieder mit 60 Kindern, davon 22 serbische und 38 albanische, nach Montenegro ans Meer gefahren bin. Sie alle haben der Öffentlichkeit bewiesen, dass man sehr wohl miteinander leben und dabei sogar noch Spaß haben kann.

Zwischen ihnen bedurfte es solcher Beweise gar nicht, denn es hat sich wohl in der Kleinstadt Ohrahovac/Rahovec und der benachbarten serbischen Enklave Velika Hoča herumgesprochen, wie die Spielregeln sind, um ans

Meer fahren zu können. Überzeugt werden, dass Serben mit Albanern zusammen in Urlaub fahren können, musste hier nach vier Jahren Erfahrungen mit gemeinsamen Freizeiten zumindest niemand mehr. Inzwischen dreht es sich auf albanischer Seite fast ins Gegenteil. Die Auswahl führt inzwischen sogar regelmäßig zu Konflikten. Familiäre Netzwerke versuchen manchmal Einfluss auf die Auswahl der Kinder zu nehmen. Dann wird sich in der Vorbereitungsgruppe vor Ort gestritten, warum dieses Kind fahren darf und jenes nicht.

Auf serbischer Seite gab es dafür andere Probleme. Inzwischen leben zu wenige serbische Familien mit Kindern in Velika Hoča oder dem serbischen Teil von Rahovec. Von den verbliebenen Kindern nehmen alle im schulpflichtigen Alter an einer Freizeit teil, die das serbische Rote Kreuz organisiert. Die älteren Mädchen fahren mit der griechisch-orthodoxen Kirche weg. So bleiben im Dorf nur noch große Jungen und Erwachsene, die wenig Unterstützung erfahren und aufgrund finanzieller Engpässe nur selten die Enklave verlassen, geschweige denn ans Meer fahren können.

Ich stand der Mischung albanischer Kinder und serbischer männlicher Jugendlicher zuerst skeptisch gegenüber. Sie überzeugten mich jedoch vom Gegenteil. Sechzehnjährige, die bereitwillig mit Knirpsen Fußball spielten, Bilder malten und Mädchen bei zu langen Spaziergängen auf die Schultern nahmen.

So hatten wir einen kleinen albanischen Jungen, dessen Name den Slawen zu schwer aussprechbar schien, den sie aber irgendwie von Anfang an ins Herz geschlossen hatten. Auf der Hinfahrt musste er auf dem letzten Platz der albanischen Kinder im Bus sitzen, dahinter kamen nur noch Serben. Verstört und ängstlich saß er so da, bis „der Feind“ ihn ansprach, ihm Bonbons anbot und sich auch sonst als freundliches Wesen entpuppte. Sie taufte ihn kurzerhand auf Ržika. Am Ende riefen ihn sogar die albanischen Erzieherinnen so, da er auf den Ruf seines albanischen Namens gar nicht mehr reagierte. Er wich den serbischen Jugendlichen nicht mehr von der Seite.

Abends saßen die Großen noch nach 22.00 Uhr, als die Kleinen schon im Bett lagen, auf der Terrasse ihres Bungalows und redeten leise miteinander, um niemanden zu stören. Am Abschiedsabend kamen wir ins Plaudern. Sie erzählten, wie sehr sie gehofft und gebangt hatten, dass sie mitfahren durften, weil sie schon so lange nicht mehr außerhalb ihrer Enklaven waren. Das

Meer zu sehen ist dann schon ein großes, unfassbares Glück. Sie fragten mich noch mehrfach, ob ihr Verhalten mir auch kein Grund zum Ärger gewesen sei, sie würden doch so gerne wieder einmal fahren dürfen.

Das brachte mich ins Grübeln – bin ich doch aus Berlin eher Jugendliche gewöhnt, die einen rauhen, aggressiven Umgangston pflegen und sich nicht selten mit „Halt die Klappe!“ gegenseitig maßregeln und mich mit ihrer Null-Bock-Du-nervst-Haltung manchmal an meine sozialpädagogischen Grenzen bringen.

Ich dachte, irgendwie haben alle von den anderen das jeweils Gute, Bessere gelernt! Wir müssen ihnen nur die Chance dafür geben.

Damit im Kosovo alle in Frieden leben können, sich mit Achtung und Respekt begegnen, sollten wir ihnen auch weiter die Chance bieten, sich aufeinander einzulassen und voneinander lernen zu können, dafür lohnt es sich, sich zu engagieren.



Die Kinder aus Mazedonien am Ohrid-See vor einer Bootsfahrt (Ellen Glissmann)

Über die Wirksamkeit der Aktion „Ferien vom Krieg“ bei den jungen Menschen aus Israel und Palästina

Für die Jugendlichen aus Israel und Palästina ist schon die Teilnahme an den gemeinsamen Ferien ein Beweis von Courage und manchmal gefährlich, wie die Berichte über Drohungen gegenüber der Gruppe aus Nablus oder die Schwierigkeiten bei der Anreise belegen. Die Frage nach der dauerhaften Wirksamkeit der Freizeiten stellt sich natürlich auch bei diesem aufwändigen Dialogprojekt, bei dem erhebliche Flugkosten anfallen, weil es bisher unmöglich ist, dass solche Treffen im Nahen Osten stattfinden. Die Wandlungsprozesse, die in den zwei Wochen stattfinden, haben wir bereits exemplarisch in dem Papier „188 Plädoyers für einen israelisch-palästinensischen Dialog“ (kann angefordert werden) vielfach dokumentiert. Darüber hinaus gibt es viele unterschiedliche, zufällige oder systematische, Zeugnisse über die nachhaltigen Wirkungen der Begegnungen, z.B. schrieb uns eine Frau aus der deutschen Friedensbewegung, wie sie in einem Bus in Palästina mit einer jungen Frau ins Gespräch kam, die ihr schilderte, welch tiefen Eindruck das Seminar in Deutschland auf sie gemacht habe.

Wie lässt sich aber die Tiefe eines Dialogprozesses ausloten oder die Wirkung der Erfahrungsberichte auf das soziale Umfeld nachprüfen?

Natürlich können wir dazu keine wissenschaftliche Begleitung leisten. Doch es gibt viele unterschiedliche Hinweise auf die bleibende, tiefe Wirkung dieser besonderen freudvollen und leidvollen „Feindberührungen“.

Yossi

Über mehrere Mailing-Listen kann man sich gut über die Ereignisse in Palästina und Israel informieren. Seit Anfang 2005 geht es dabei oft um das Dorf Bi'lin, das durch den israelischen Sicherheitszaun von seinen Feldern abgeschnitten ist. In der Nachbarschaft wird eine neue israelische Siedlung gebaut. Viele Protestaktionen der Bauern werden von israelischen Friedensaktivisten unterstützt. Gemeinsam haben sie kreative Formen des Protests entwickelt. Der Bau von israelischen Siedlungen beginnt bekanntlich oft damit, dass militante Siedler einen oder mehrere Wohnwagen auf palästinensischem Land platzieren. Das ist zwar illegal, wird aber in der Regel nicht

geahndet. Im Gegenteil schützte das israelische Militär häufig diese Außenposten, wenn sich palästinensische Bauern gegen den Landraub wehrten.

Diese Taktik haben die Demonstranten in Bi'lin nun listig umgekehrt. Sie stellten einen Wohnwagen auf ihr annektiertes Land im Schatten der Mauer. Den angerückten Soldaten sagten sie: „Im Gegensatz zu den Außenposten der Siedler steht dieser Wohnwagen legal hier“, und sie präsentierten ihnen die Baugenehmigung des palästinensischen Gemeinderates. Der Caravan wurde vom Militär weggeräumt. Der israelische Offizier meinte ironisch, die Siedler hätten immerhin feste Häuser errichtet, die könnten sie schließlich nicht wegziehen, Mit vereinten Kräften bauten die Jugendlichen über Nacht ein Steinhaus. Am 1. Januar 2006, dem letzten Tag des Chanukka-Festes, errichteten die Demonstranten einen riesigen Chanukka-Leuchter und entzündeten feierlich die 8 Kerzen.



Haus bei Bi'lin

Was hat das alles nun mit dem Erfolg der „Ferien vom Krieg“ zu tun?

In den verschiedenen mails stand immer wieder der Name Yossi als Koordinator des Protestes und eine Handy-Nummer. Kann das vielleicht „unser Yossi“ sein, dessen 18. Geburtstag wir im Sommer 2004 zusammen gefeiert haben? Wir verglichen die Telefonnummern. Es ist tatsächlich unser

Yossi! Er hatte uns zum Abschluss des Seminars von seinem Drang erzählt, politisch aktiv zu werden und überlegte, ob er sich den „Jungen Anarchisten gegen die Mauer“ anschließen sollte. Seinen Eindruck von dem Begegnungsseminar in Deutschland hatte er 2004 in folgenden Sätzen zusammengefasst:

„Ich glaube, Unkenntnis und Missverständnisse sind ein wichtiger Grund für den Krieg und die Gewalt zwischen Israelis und Palästinensern. Ein Projekt wie ‚Ferien vom Krieg‘ ist die beste Methode, diese Probleme anzupacken. So wird es möglich, den Konflikt mit den Augen der anderen zu sehen und das Leiden auf beiden Seiten zu erkennen.“ (Yossi, Israel, 17 Jahre, im Juli 2004)

Breaking Barriers:

Eine Tour durch deutsche Schulen

Nach allen Seminaren in Deutschland wollten unsere TeilnehmerInnen von beiden Seiten irgendwie in Kontakt bleiben oder sogar gemeinsam aktiv werden. „Das ist sehr schwer möglich, weil wir uns nicht so einfach treffen können, selbst wenn wir nicht weit entfernt voneinander leben.“

Fast alle Gruppen haben die e-mail Adressen ausgetauscht, eine hat sofort nach ihrer Rückkehr einen chat-room eingerichtet, wo nur die TeilnehmerInnen unter einem Code Zugang haben, um den intensiven Kommunikationsprozess ungestört weiterführen zu können.

Einige israelische TeilnehmerInnen lernen inzwischen arabisch und einige palästinensische lernen hebräisch. Das ist sehr außergewöhnlich.



Foto: Kathrin Vogler, BSV

Der Bund für Soziale Verteidigung (BSV) organisierte im Herbst 2004 eine Reise durch viele Schulen in NRW. Eine Israelin aus Tel Aviv und ein Palästinenser aus Jericho, die vorher an den „Ferien vom Krieg“ teilgenommen hatten, informierten die deutschen Oberstufen- und Berufsschüler über den Konflikt und diskutierten mit ihnen. Das war ein so großer Erfolg, dass im Herbst 2005 sogar je zwei junge Leute von beiden Seiten durch die Schulen tourten.

Breaking Barriers: Das Olivenöl-Projekt

Seit drei Jahren helfen viele TeilnehmerInnen aus Israel der palästinensischen Seite beim Verkauf von Olivenöl, denn die Vermarktung ist für die Familien in der Westbank sehr schwierig geworden. Dazu haben Mitglieder der Gruppe ein Etikett entworfen.

The original olive oil

The olive oil picking is on its end these weeks. The Palestinian villagers, that make their main living from their olives, are struggling to continue their lives under the occupation, the limitations, the checkpoints and the daily threats and attacks by the settlers during the harvests.

Many villagers are also facing difficulties distributing their oil. We're calling you to join your voice to solidarity

**and to buy olive oil from
villages near Nablus.**

**1 liter: 20 NIS
1 Jerican (17 liters): 320 NIS**

Thank You

Keren: mali_assaf@usa.net - 064-465650



Gili: gili@loma-lo.co.il - 054-506540

Foto: Breaking Barriers

Einige israelische Gruppenmitglieder waren sogar so mutig, den Bauern, die im Schatten der Mauer ihre Felder nur noch selten und unter großen Schwierigkeiten erreichen konnten, beim Pflücken zu helfen. Das ist nicht ungefährlich, denn sogar die „Rabbis for Human Rights“ wurden als Erntehelfer von fanatischen Siedlern tötlich angegriffen.

Breaking Barriers: Fotoausstellung: ON MY WAY TO ...

Im letzten Herbst 2005 konnte endlich ein lang gehegter Plan realisiert werden. Ein Teilnehmer aus den ersten Jahren der Begegnungen ist Fotograf und hat mit Unterstützung des „Bundes für soziale Verteidigung“ und der Aktion „Ferien vom Krieg“ in Deutschland einen Kurs zur Zivilen Konfliktbearbeitung (Forum ZFD) besucht.

Er bot an vier Wochenenden für 20 TeilnehmerInnen eine Einführung in die Fotografie an. Die Kurse fanden in der Schule Talitha Kumi statt, die in der Nähe von Bethlehem, auf der Grenze zwischen Israel und Palästina liegt. Die TeilnehmerInnen aus Israel, denen es verboten ist, in die Westbank zu gehen, haben zum Teil ausländische Pässe oder gelangten irgendwie dorthin. Das Seminar begann mit Berichten über die Begegnungen in Deutschland. Viele beschrieben diese als einen Wendepunkt in ihrem Leben. Dann zeigten sich die TeilnehmerInnen wechselseitig Fotos von ihren Familien oder Heimatorten. Dabei gab es emotionale Höhen und Tiefen bei den einzelnen und in der Gruppe. Am nächsten Wochenende ging es mehr um technische Probleme bei der Fotografie. Dann gingen die TeilnehmerInnen in gemischten Paaren und mit bestimmten Arbeitsaufträgen zum Fotografieren. Gemeinsam wurden die Gedanken und Gefühle hinter den Bildern besprochen, so sagte eine Frau aus Israel: „Ich bin durch den Konflikt beeinflusst und durch meine Zeit in der Armee. Aber ich möchte hier in einer Gruppe sein und nicht in zwei getrennten.“ Ein palästinensischer Mann antwortete: „Fühlen wir uns wirklich als eine Gruppe? Wenn das stimmt, dann ist der Konflikt nicht existent. Aber wir können ihn nicht ignorieren, deshalb können wir nicht eine Gruppe sein, selbst wenn wir das wollen.“

Zur Vorbereitung der abschließenden Fotoausstellung traf sich die Gruppe mehrmals, einmal in Sorayas Haus in Beit Jala (Palästina an der Grenze) und einmal bei Sabena in Gilo. Soraya machte einen mutigen Schritt, um die Barrieren zu brechen, sie nahm ein großes Risiko auf sich, als sie ohne Genehmigung in das große Settlement Gilo bei Jerusalem ging.

Die Ausstellung wurde bisher in Israel (Jaffa) und in der Westbank (Tulkarem) gezeigt sowie in Jerusalem. Um die Erfahrungen der Begegnungen noch mehr Menschen mitzuteilen, veranstalteten wir eine weitere Reihe von Wochenendseminaren in Talitha Kumi für Lehrer, Journalisten und

Sozialarbeiter. Dabei arbeiteten wir nach dem Konzept, das wir in Deutschland entwickelt haben. Zu einem späteren Treffen, das in Jerusalem stattfinden sollte, erhielten die BewohnerInnen der Westbank von den israelischen Behörden keine Reiseerlaubnis, so dass es ausfallen musste.



Gruppe „Breaking Barriers“

Danna Bader (Breaking Barriers): Ein Rückblick

In der Gruppe, mit der ich als Teamerin arbeitete, waren 9 Israeli und 9 Palästinenser. Alle hatten vorher nie Menschen der anderen Seite getroffen, es sei denn als Besatzungssoldaten in Palästina. Die Israelis erzählten, dass sie die Straßenseite wechselten, wenn sie zu Hause arabische Laute hörten.

Das Seminar ist nun sieben Monate vorbei und ich weiß, dass über die Hälfte der israelischen TeilnehmerInnen meiner Gruppe Friedensaktivisten wurden. Fast alle stehen noch in Kontakt mit den FreundInnen aus den besetzten Gebieten. Besonders wenn es wieder Angriffe der israelischen Armee gibt oder umgekehrt Raketen von Palästinensern auf israelisches Gebiet geschossen werden, rufen sie sich besorgt an.

Rüdiger Pusch

Eine kleine Umfrage

Dieses Jahr haben wir zum ersten Mal in einer Gruppe von 45 TeilnehmerInnen (zwischen 16 und 19 Jahren) einen Fragebogen ausgeteilt, um die Zufriedenheit der SeminarernehmerInnen besser einschätzen zu können. Wir haben die Bögen in der Abschlussrunde verteilt und dort gleich beantworten lassen. Dass wir jeden Fragebogen ausgefüllt zurück bekommen haben, ist schon ein Erfolg für sich.

Dass alle TeilnehmerInnen das Seminar für notwendig, sinnvoll, wichtig, einmalig, wundervoll ... (weitere Steigerungen sind möglich) gehalten haben, war für uns eigentlich selbstverständlich (nur einer hatte das Gefühl, nicht genügend Gehör gefunden zu haben). Nur eine einzige Palästinenserin (und zwar eine mit israelischem Pass) bekundete, dass das Seminar sie in ihrem palästinensischen Nationalismus bestärkt habe, und dass sie die Ängste und Leiden der Israeli nun einmal nicht interessierten, schließlich sei Krieg. Alle anderen zeigten in mehr oder weniger großem Maße die Reaktionen auf die 10 Tage „Ferien vom Krieg“, die wir erhofft hatten.

Die Befragung hat uns viele Beobachtungen, wie wir sie in den Broschüren der letzten Jahre beschrieben haben, bestätigt.

So hat sich gezeigt, dass die Israeli offener, unvorbereiteter und unbefangener, neugieriger, naiver und kompromissbereiter zu den Seminaren anreisen als die jungen Palästinenser. Dies liegt vordergründig wohl auch an der Ansprache für dieses Seminar. Die Mehrzahl der Israeli ist von Lehrern oder Eltern auf das Seminar aufmerksam gemacht worden. Die PalästinenserInnen sind hingegen deutlich häufiger von den Vertretern der jeweiligen Organisationen angesprochen worden. Bei beiden Gruppen spielten auch Hinweise von befreundeten, ehemaligen TeilnehmerInnen eine große Rolle bei der Motivation zu dem Dialogprozess.

Einige PalästinenserInnen aus Israel hatten schon einmal an Dialog-Veranstaltungen teilgenommen (nicht immer zu ihrer Zufriedenheit), aber kaum jemand auf der israelischen Seite.

Bedeutsamer dürfte aber etwas anderes sein: Nur einer der Jugendlichen aus Israel gab an, dass er vor dem Seminar bereits einmal einen wirklich

ernsthaften Kontakt mit Palästinensern aus der Westbank gehabt habe. Hingegen gaben über zwei Drittel der Palästinenser an, dass sie bereits Kontakte zu Israelis hatten, diese waren allerdings eindeutig feindlicher Art, in der Konfrontation mit der Besatzungsmacht.

Auf die Frage, ob die Jugendlichen eigene persönliche Erfahrungen mit dem Konflikt hatten, antworteten viele Israeli, dass sie nicht unmittelbar betroffen seien; manche kennen den Konflikt nur aus den Medien. Allerdings berichteten fünf über den Tod von Freunden oder Angehörigen oder waren selbst Zeugen von Selbstmordattentaten.

Aus der Gruppe der Palästinenser von der Westbank gaben alle an, dass der Konflikt in ihren Alltag reicht, von Kontrollen an den Check-Points über (aus eigener Sicht willkürliche) Festnahmen und Haftstrafen bis hin zu eigenen Verwundungen und dem Tod von Freunden und Angehörigen.

Dieser unterschiedliche Erfahrungshintergrund bestimmte deutlich die Erwartungen, mit denen die TeilnehmerInnen zu dem Treffen angereist sind. Sie erklärten das geschlossene Auftreten der palästinensischen Gruppe, das manchmal aggressiv erschien und über weite Strecken den Verlauf des Seminars prägte, wovon sich die israelischen TeilnehmerInnen überrascht, überrollt und an die Wand gedrückt fühlten.

Etwa ein Fünftel der Israeli erklärte, ohne besondere Erwartungen zu dem Seminar angereist zu sein, die anderen bekundeten Neugier, Wissensdrang und den Wunsch nach Verständigung, zwei bis drei sogar die Erwartung einer Einigung. Nur einer gab an, zuvor Angst vor der Begegnung empfunden zu haben. Die Israeli waren bei ihrer Anreise also erwartungsvoll und hoffnungsfroh. Ganz anders die Palästinenser. Ein Drittel meinte, dass sie mit negativen Erwartungen gekommen seien. Nur drei gaben an, dass sie eine gewisse Verständigung, eine Einigung über Lösungen für den Konflikt oder gar Freundschaft mit einigen Israelis erhofft hätten, der Rest hatte sich von dem Seminar mehr Wissen über die israelische Seite versprochen. Noch deutlicher war das Ergebnis, insoweit die TeilnehmerInnen nach den Motiven für die Entscheidung zu dieser Reise gefragt wurden. Nahezu zwei Drittel der Palästinenser gaben an: Sie wollten berichten, informieren, aufzeigen, erklären, beschreiben, vorhalten, anprangern, welches Leid die israelische Politik dem palästinensischen Volk antut (was wir häufig mit dem Kürzel „Mission“ bezeichnet haben).



Beim Aufschreiben persönlicher Erfahrungen (Foto: Helga Dieter)

Interessant nun, wie die TeilnehmerInnen im Rückblick auf das Seminar Veränderungen ihrer Gefühle, ihres Wissens oder ihrer Einstellungen zu dem Konflikt beschreiben. Aus der palästinensischen Gruppe zeigte sich einer erschrocken über die Unkenntnis und das mangelnde Bewusstsein der israelischen TeilnehmerInnen von den realen Lebensverhältnissen in Palästina. Zwei äußerten sich zufrieden, weil sie ihre Mission erfüllt hätten. Fast die Hälfte erklärte aber, dass sich ihr Verständnis der gesamten Situation und auch gegenüber der israelischen Seite verändert habe. Fast ebenso viele erkennen für sich, dass sich ihr Wissen um den Konflikt bereichert und differenziert habe, einer betonte, dass sich vor allem seine Gefühle gegenüber den Israelis verändert hätten.

In die gleiche Richtung, doch deutlich anders gewichtet, sind die Wandlungsprozesse, die die Israeli bei sich festgestellt haben. Gleich vier

Personen meinten, dass sich vor allem ihre Gefühle gegenüber den anderen verändert hätten. Fast zwei Drittel betonten, verändert hätte sich vor allem ihr Verständnis für die palästinensische Seite. Nur für zwei Jugendliche aus Israel bedeutete der Zuwachs an Wissen über den Konflikt die entscheidende Veränderung. Bei aller gebotenen Vorsicht der Interpretation – gerade wenn es um das Verhältnis von Wissen und Verständnis geht – scheint doch der Schluss erlaubt, dass Wandlungsprozesse bei den Jugendlichen aus Israel eher im emotionalen Bereich stattgefunden haben, während die jungen Menschen aus Palästina Veränderungen eher im kognitiven Bereich, also im Wissenszuwachs ansiedeln. Das war uns bisher nicht so deutlich geworden.

Ein Ergebnis unserer Untersuchung war wirklich überraschend: Auf die Frage, ob es während des Seminars ein bestimmtes Ereignis (einen Satz, einen Gedanken, eine Schilderung, ein Ereignis) gegeben habe, das ihre Einstellung verändert habe, antworteten fast alle Israeli, dass vieles eine Rolle gespielt habe, vor allem die Erzählungen der Palästinenser (In genau dieser Pauschalität!).

Demgegenüber konnten fast alle Palästinenser ziemlich genau ein Ereignis benennen: den Bericht eines Augenzeugen (s.o.: Josef), eine Szene aus einem Film, einen Satz oder eine Geste der anderen, eine Bemerkung im Hinblick auf die Frage der Wehrpflicht oder einer möglichen Kriegsdienstverweigerung eines israelischen Teilnehmers, das Weinen israelischer Frauen bei bestimmten Schilderungen oder Bildern).

Noch haben wir keine Deutung dieses Phänomens, zumal es im Widerspruch zu stehen scheint zu dem von den meisten Palästinensern betonten Vorrang kognitiver oder rational gesteuerter Veränderungsprozesse während des Seminars.

Die Ergebnisse unserer Befragung sind natürlich nur mit Vorsicht zu interpretieren, da sie keine wissenschaftlichen Standards erfüllen. Da aber die meisten Antworten mit unseren Beobachtungen übereinstimmen, sehen wir uns darin bestätigt, dass die TeilnehmerInnen in den Seminaren gravierende biografische Veränderungsprozesse – hin zu einer Bereitschaft zur Aussöhnung – durchleben.

Hava Beller besuchte ehemalige TeilnehmerInnen in Israel und Palästina

Vorbemerkung (Helga Dieter)

Nach einem Vortrag über das Projekt „Ferien vom Krieg“ beim Kasseler Friedensforum meldete sich vor zwei Jahren Hava Beller aus New York bei mir. Sie sei Dokumentarfilmerin und habe einen Film über die Mauer in Berlin gedreht, der vielfach ausgezeichnet wurde (www.theburning-wall.com). Sie habe die Broschüren über die Freizeiten von einer Freundin aus Kassel erhalten und sei nun entschlossen, einen Dokumentarfilm über die Begegnungen der jungen Leute aus Israel und Palästina zu drehen. Dass Hava es ernst meinte, merkte ich, als sie mich in Frankfurt besuchte und in den USA meilenweit reiste, um einen unserer Mitarbeiter aus Palästina kennen zu lernen.

So erfreulich ein solcher Film auch für uns wäre, so schwierig ist dieses Vorhaben zu realisieren, denn in einigen Gruppen gilt strenges Film- und Fotografierverbot, weil viele palästinensische TeilnehmerInnen bei ihrer Rückkehr Sanktionen befürchten und deshalb anonym bleiben wollen. Es ist kein Zufall, dass bei unseren Fotos die TeilnehmerInnen aus Palästina manchmal von hinten abgebildet sind. Manche Gruppen sind weniger ängstlich und stellen sich den Pressefotografen zum Foto auf.

Während der Diskussionen in den Seminaren aber die Prozesse zu filmen, das ist undenkbar. Deshalb konnte Hava zwar nicht mit dem Kamerateam an den Freizeiten teilnehmen, doch im Herbst 2005 fuhr sie nach Israel und zum erstenmal im Leben auch in die Westbank, um einige TeilnehmerInnen kennen zu lernen (siehe folgenden gekürzten Bericht).

Hava hieß früher Eva und emigrierte als Kind mit ihren Eltern aus Deutschland in die USA.

Hava Beller

Eine Reise in eine friedliche Zukunft

Meine Begegnungen mit Teilnehmern der „Ferien vom Krieg“

Es war ein herrlicher, sonniger Herbsttag, die Luft war klar, und die Farben leuchteten. Wir fuhren auf einer dreispurigen Straße mit gepflegten Häusern und Grünflächen mit Bougainvillea und rotem Hibiskus. Ich war unterwegs zum Treffpunkt, um Mohammed, einen palästinensischen Koordinator der „Ferien vom Krieg“ zu treffen. Auf Vermittlung von Helga Dieter hatte ich ihn schon einmal in den USA gesprochen.

Am Kontrollpunkt bietet mir ein junger Soldat einen Stuhl an. Ich spanne meinen grünen Schirm auf, sitze da und warte. Kurz darauf klingelt mein Handy: „Wo bist du?“ – „Hier“, sage ich. „Und wo bist du?“ – „Hier“, antwortet er. – Wir sind beide hier, aber wir können uns nicht sehen. Zwischen uns liegt die Grenze. Eine Grenze, hinter der Feindesland liegt? Schließlich kann ich den checkpoint passieren. Ich bin dankbar und bewegt, als Mohammed mich begrüßt.

Wir fahren auf einer staubigen Straße durch Dörfer, vorbei an Kindern mit Schultaschen und jüngeren Kindern an der Hand. So beginnt die Reise, die mich nach Ramallah und Jenin, nach Kfar, Cara, Tuval, Tivon und Jerusalem führt, wo ich mich jeweils mit ehemaligen Teilnehmern der „Ferien vom Krieg“ treffe. Sie sprechen von den Überraschungen, von den Enttäuschungen, den großen Momenten, in denen sie eine Entdeckung machten, den schwierigen Zeiten und den gemeinsamen Grundlagen, die sie fanden, und von den Fragen, bei denen es keine Einigung gab. Was hatten sie mitgenommen? Wie fühlten sie sich, nachdem sie nach Hause zurückgekehrt waren? Was blieb?

Ich füge einige Zitate aus meinen Gesprächen mit ihnen an, die hauptsächlich mit den abschließenden Diskussionen am Ende des Seminars zu tun haben.

TeilnehmerInnen aus Palästina meinten:

- Als ich nach Deutschland fuhr, hatte ich nicht erwartet, die Juden zu treffen, aber als ich sie traf, hatte ich das Gefühl, dass viele nicht auf der

Seite ihrer Regierung standen.

- Das Seminar „Ferien vom Krieg“ hat mich sicherlich verändert in der Art, wie ich denke, wahrnehme, Dinge bemerke und sehe.

- (Nach der Beschreibung von einigen sehr aufreibenden Konfrontationen): ... aber als wir dann nach draußen gingen, waren wir die besten Freunde. Die Diskussionen waren heftig und schmerzlich, wir hatten verschiedene Standpunkte, aber unabhängig von den Diskussionen waren wir die besten Freunde. Es kamen wirklich tiefe und echte Freundschaften zustande.

- Vor ein paar Wochen wurden wir von einem israelischen Mädchen zu einem Geburtstagsfest eingeladen. Das war am Strand von Haifa. Wir sind tatsächlich durchgekommen. (Wir haben eine Möglichkeit gefunden, über die Grenze zu kommen). Es war toll. Es war so toll, sich wiederzusehen. Und es hat Spaß gemacht, es war wunderbar.

(Die Freude, die aus ihren Gesichtern strahlte, sprach eine noch deutlichere Sprache als ihre Worte.)

TeilnehmerInnen aus Israel meinten:

- Wir telefonieren noch miteinander. Wir haben uns sogar vor ein paar Wochen am Strand von Haifa getroffen. Die ganze israelische und palästinensisch-israelische Gruppe war da. Und vier Palästinenser sind gekommen. Es war sehr aufregend. Wir sind von der Strandpromenade auf sie zu gelaufen. Die Leute haben uns alle angeguckt. Wir waren ganz aus dem Häuschen. Wir haben uns total gefreut. Wir wollten sie unbedingt wiedersehen. Sie sind richtige Freunde geworden.

- Ich weiß, dass sie im Fernsehen immer die Massenversammlungen zeigen und die Demonstrationen bei Beerdigungen. Tausende marschieren mit der Hamas an der Spitze, und ich sitze zu Hause und denke, diese Leute wollen mich umbringen. Man muss mit seinen Ängsten fertig werden. Aber wenn man Palästinenser kennt, dann ist das etwas ganz anderes. Wenn man weiß, wie sie heißen, dann ist das eine ganz andere Geschichte. Alle Israeli und Palästinenser sollten an solchen Seminaren teilnehmen, dann könnten sie miteinander reden.

- Natürlich hat das Seminar bei mir etwas bewirkt. Ganz viel. Jetzt, nach

dem Seminar, fühle ich mich für die Situation verantwortlich. Für das, was in meinem Land vor sich geht. Vorher stand ich abseits, ich verstand nicht, worum es ging. Jetzt fühle ich mich verantwortlich.

- Ich hatte das Gefühl, mit Partnern zu reden, mit Partnern für den Frieden, für einen anderen Weg. Anfangs hatten wir nicht dieses Gefühl. Wir hatten den Eindruck, wir sitzen hier und reden mit unseren Feinden. Aber dann setzte sich bei uns der Eindruck durch, dass sie Partner sind, dass sie mit uns sind und etwas anderes wollen, einen neuen Weg gehen wollen. Dass wir mit ihnen etwas unternehmen müssen und nicht gegen sie. Nur so können wir Lösungen finden.

Ich bin sehr beeindruckt von den Auswirkungen, die diese Treffen auf die jungen Teilnehmer hatten. Es muss einige qualvolle Konfrontationen gegeben haben, die viel Schmerz und Wut ausgelöst haben, wie zu erwarten war. Ich bewundere die jungen Leute, die bereit waren, durch diese Momente des Fegefeuers zu gehen und nicht aufzugeben und Hochachtung für die Organisatoren, die diese Konflikte offenbar mit viel Feingefühl, Klugheit und Fürsorglichkeit behandelt haben.

Andreas Hecker

Clowns ohne Grenzen – unterwegs in Palästina

Frühjahr 2002

Nachdem wir bei einem Festival im Sommer 2001 eine Theatergruppe aus Bethlehem kennen gelernt hatten, entschlossen wir uns, mit ihnen gemeinsam für die Kinder aus der Westbank zu spielen und Workshops für interessierte MitarbeiterInnen anzubieten.

Im März 2002, also ein paar Monate nach Ausbruch der ersten Intifada, fuhren wir ohne größere Probleme nach Bethlehem. Wir trafen unsere FreundInnen vom Theater und begannen sogleich mit der Arbeit.

Wir überraschten die Bevölkerung mit Straßenaktionen in Bethlehem und in den drei großen Flüchtlingscamps der Zone: de Heisha, Aznar und Haida. Wir gaben Vorstellungen in einem Kindergarten sowie workshops für

ErzieherInnen und eine Jugendgruppe. Geplant waren noch Aktivitäten an den lokalen Schulen und im Flüchtlingslager.

Doch leider fanden unsere Aktivitäten ein jähes Ende, als über Nacht das Gebiet von mehreren hundert Panzern besetzt und Ausgangssperre verhängt wurde, jegliches öffentliche Leben kam zum Stillstand. Wir schlossen uns einer kleinen Gruppe internationaler Helfer an, die auf der Straße protestierten. Das endete unter Beschuss israelischer Soldaten. Deshalb sahen wir uns gezwungen, mit den Bewohnern in den verdunkelten Häusern zu warten. So bekam unser Aufenthalt plötzlich einen neuen Sinn, wir wurden Augenzeugen einer gnadenlosen militärischen Besatzung, wobei auf alles geschossen wurde, was sich bewegte. Nach einer Woche nahmen wir das Privileg für Ausländer in Anspruch, mit Hilfe gepanzerter Fahrzeuge von den diversen Botschaften evakuiert zu werden. Abschiedsgrüße sendete ein israelischer Panzer, der über den Köpfen der Menschen, die sich in die Fahrzeuge drängten, das Feuer eröffnete.

Erschüttert flogen wir in die sichere Heimat zurück. Wie kann die Menschheit zulassen, dass ein ganzes Volk jeglicher Rechte, jeder Perspektive auf eine selbstbestimmte Zukunft beraubt wird? Wie soll eine friedliche Koexistenz mit menschlichen Werten wie Toleranz, Respekt, Anerkennung und Dialog gefördert werden, solange das Recht des Stärkeren brutal mit Waffen durchgesetzt wird?

Dagegen erscheinen Aktionen von Clowns ohnmächtig und absurd. Andererseits verfolgte uns das Lachen der Kinder und die Dankbarkeit unserer FreundInnen, für die Leid und Depression bei den Vorstellungen für einen Augenblick verflogen waren. Es war für uns klar: Wir setzen unsere Arbeit so bald wie möglich fort.

Frühjahr 2005

Unsere dritte Reise nach Palästina ist als eine unabhängige Unternehmung freier Künstler zu verstehen, frei von Programmen, Sponsoren oder speziellen politischen Interessen. Danken wollen wir für die Unterstützung der Freunde und Kollegen in Italien, dem Theater INAD in Bethlehem und der Aktion „Ferien vom Krieg“. Sie haben uns das Gefühl vermittelt, dass es keine Idee von Verrückten, sondern wichtig war, in einer derartigen Situation als Künstler und Person präsent zu sein.



Circus-Aktion in Palästina (Foto: Brioga, Palästina)

Wir wollten für die geplagten Menschen dieser Krisenregion durch Workshops und Auftritte Momente des Wohlbefindens und der Entspannung schaffen, für eine kurze Zeitspanne die brutale Wirklichkeit im Lachen untergehen lassen.

Unsere Bezugsgruppe waren Kinder und Jugendliche aus dem Raum Bethlehem, wo wir für zwei Wochen arbeiteten. Danach bereisten wir mit unserer „Show“ für mehrere Tage das Westjordanland, um anschließend eine Woche im Gazastreifen zu verbringen. An 22 Tagen haben wir 34 Vorstellungen gegeben: in Schulen, Kindergärten, Bibliotheken, Kulturzentren, Flüchtlingscamps, Krankenhäusern und einem Waisenhaus. Insgesamt haben etwa 4500 Kinder unsere Vorstellungen gesehen.

Wir waren zu zweit, mit mir ein Kollege, Stefano, Musiker aus Bologna, Italien. Das Konzept haben wir speziell für diese Reise entwickelt und zwar eine eher klassische Clownsshow mit vielen Stunts, Slapsticks, Musik- und Akrobatiknummern. Wir suchten vor allem den Kontakt mit unserem Publikum über Freiwillige und Beteiligung aller Anwesenden mit Stimme und Bewegung. Wir wollten den Kindern das Gefühl vermitteln, nicht nur teilzuhaben, sondern eher noch Hauptpersonen zu sein. Nach anfänglicher

Beschnupperphase funktionierte dies auch sehr gut. Es war beeindruckend, die Lebenslust zu sehen und die Energie zu spüren, die uns unser Publikum zurücksandte.

Hier öffnet sich ein Raum für Reflektionen. Wie können wir die Lebensbedingungen der palästinensischen Bevölkerung beschreiben? Was hat die jahrelange militärische Besetzung, was haben vier Jahre Intifada aus den Menschen gemacht? Was erleben und fühlen Kinder und Jugendliche in dieser Situation?

Die Palästinenser leben in mehr oder weniger abgeschotteten Zonen, umgeben von dem Separationswall oder anderen Begrenzungen. Sämtliche Zufahrtsstraßen werden durch Checkpoints oder militärische Absperrungen kontrolliert. Es gibt keine politische Autonomie und keinen wirtschaftlichen Markt, kaum Arbeitsstellen und erst recht keine Zukunftsperspektiven für junge Leute. Im Raum Bethlehem waren die Bauarbeiten in vollem Gange, die das Gebiet mit seinen 120.000 Bewohnern völlig einschließen sollen – bis auf drei kontrollierte Zufahrtswege.

In der zur Zeit relativ ruhigen Phase, wo nicht mehr so viel geschossen wird, verschieben sich die Spannungen in die Familien. Männer finden keine Arbeit, viele Familien hungern bereits, es herrscht Mangel an allem. Nach meinem Eindruck gibt es vor allem auch einen Mangel an Platz für die Menschen, alle leben zusammengepfercht. Um sich zu entwickeln, ein würdiges Leben zu führen, braucht man Raum. Räumliche Enge führt zu sozialen Spannungen. Oft sind es die Kinder, die unter dieser allgemeinen Unterdrückung leiden. Vor allem in den Kindergärten konnten wir sehr viel Aggressivität und Verhaltensprobleme beobachten.

Es drängt sich die Frage auf: Was soll das? Wo ist der Sinn einer kurzen Circus-Vorstellung, wenn dann doch alles beim Alten bleibt?

Es sind die Kinder selbst, die die Antwort geben, ihr Glück, in einer Theatervorstellung etwas anderes zu sehen, sich in eine bessere Welt zu träumen, dem üblichen Spektakel zwischen Militärfahrzeugen, Auseinandersetzungen und Armut für einen Augenblick zu entfliehen.

Die Kinder bedrängten uns, doch länger zu bleiben, noch weitere Vorstellungen zu geben ...

Das bleibt dann für das nächste Mal, hoffentlich mit mehr Kollegen.

Helga Dieter

Wenn Palästinenser eine Reise tun, dann gibt's was zu erzählen ...

Im Frühjahr 2005 beherrschte die deutsche Visa-Affäre die Politik und die Medien. Mir schwante diffus, dass dies auch für unser Projekt Folgen haben könnte. In den Vorjahren hatten jeweils 50-80 unserer Gäste aus Palästina Visa beantragt. Ich wusste, dass dies eine erhebliche Mehrbelastung für die Visa-Abteilung der deutschen Vertretung in Ramallah bedeutete. Für den Sommer 2005 hatten wir aber 110 Gäste aus den besetzten Gebieten eingeladen. Nach Aussage eines Diplomaten werde die Bearbeitung dieses Jahr besonders intensiv erfolgen, also länger dauern. Es ist nicht einfach – sowohl in Palästina als auch in Deutschland – für 110 Gäste die erforderlichen Papiere zu organisieren (Einladung mit allen Daten, Versicherungen, ca. 80 Flugtickets über Jordanien und 140 über Israel, Sonderwünsche usw.).

Natürlich werden die Visa-Anträge vom BKA überprüft. In diesem Sommer (2005) rief zunächst ein höflicher Herr an und fragte irritiert: „Über 100 Einladungen an Palästinenser, das hatten wir ja noch nie. Kennen Sie die alle?“ Ich erklärte ihm umschweifig die friedenspolitischen Ziele des Dialogprojektes und versicherte, dass es in den Vorjahren keine Probleme gegeben habe. „Dann kennen Sie die also überhaupt nicht?“ brachte er meine Ausführungen auf seinen Punkt. „Persönlich kennen wir nur die Vertreter unserer Partnerorganisationen, denen wir vertrauen. Es gab in dem Projekt bisher fast 18.000 TeilnehmerInnen aus feindlichen Lagern. Viele kennen wir hinterher, vorher eigentlich keinen.“ – „Da sind auch Geschwister bei“, hakte er nach. „Es gibt einige mit demselben Familiennamen, ob das Geschwister sind, weiß ich nicht“, räumte ich ein. „Aber ich weiß es, drei Geschwister“, trumpfte der Beamte auf. „Sie sind aber in zwei verschiedenen Gruppen, was erscheint Ihnen daran verdächtig?“ wollte ich wissen. Eine Antwort erhielt ich nicht und rätele noch heute, was Geschwister verdächtig macht.

Dann rief eine reizende Dame vom Staatsschutz an und wollte wissen, warum so viele der eingeladenen Palästinenserinnen noch ledig seien. „Im Alter über 20 Jahren sind die doch alle verheiratet“, wusste sie zu berichten. Ich argumentierte, dass zu den Begegnungen mit dem Feind aus Israel sicher nicht die konventionellen Frauen bereit seien, sondern eher die unabhängi-

gen, die in ihrer Gesellschaft ohnehin schon Probleme genug hätten und nun doppelt bestraft würden, wenn sie kein Visum erhielten. Darüber hinaus konnte ich die freundliche Frau beruhigen: „Wir arbeiten schon daran, zwei Pärchen aus Palästina haben sich hier in unseren Seminaren in Deutschland verliebt. Die nächste Hochzeit ist im Oktober in Tulkarem.“

So lösten wir auch das Problem mit den unverheirateten Frauen, die dem deutschen Staatsschutz verdächtig erscheinen – aus Gründen, die mir bis heute verborgen geblieben sind.

Dank der Sonderschichten der deutschen Diplomaten in Ramallah und dank der wissbegierigen Beamten des Staatsschutzes erhielten alle 110 PalästinenserInnen von der Westbank ein Visum – trotz verschärfter Bedingungen während der sogenannten Visa-Affäre!

Allerdings wurden dann vier TeilnehmerInnen, die alle erforderlichen Papiere und ihr Ticket in der Hand hielten, aus unerfindlichen Gründen an den israelischen Checkpoints zurückgewiesen. Nun könnte man vermuten, dass gegen sie bei den israelischen Behörden begründete Verdachtsmomente vorliegen könnten, von denen die deutschen Staatsschützer nichts wussten. Das wäre plausibel, wenn nicht eine Teilnehmerin mit denselben Unterlagen am selben Checkpoint einen Tag später beim zweiten Versuch ohne Probleme durchgelassen worden wäre und auf die letzte Minute in Amman das Flugzeug noch erreichte.

Dass an diesen Checkpoints so manch 20-jähriger Schnösel seine Aggressionen ausleben kann, habe ich selbst mehrfach gesehen. Eine Frauengruppe aus Israel beobachtet die Checkpoints und berichtet täglich über Willkür und die Erniedrigung der palästinensischen Passanten. (www.machsomwatch.org)

In einer Gruppe wurde in einem workshop einmal die Anreise zeichnerisch dargestellt. Israelische Staatsbürger fahren ganz einfach von ihrem jeweiligen Heimatort zum Flughafen, checken ein und fliegen ab. Für arabische Staatsbürger Israels ist es im Prinzip genau so einfach, doch werden sie am Flughafen penibel kontrolliert und oft stundenlang vom Geheimdienst befragt. Im letzten Sommer haben deshalb die arabischen Team-Mitglieder aus Israel den Flug verpasst.

Für Palästinenser aus der Westbank ist die Reise beschwerlicher, aber dies auch in verschiedenen Abstufungen:

Die Bewohner Ost-Jerusalems brauchen zwar auch ein Visum für Deutschland, können aber bei den israelischen Behörden eine Jerusalem-ID beantragen und mit einer besonderen Erlaubnis ab Tel-Aviv fliegen. Die Kontrollen und Befragungen sind bei ihnen in der Regel noch gründlicher als bei den arabischen Staatsbürgern Israels.

Alle Bewohner der besetzten Gebiete dürfen nicht nach Israel einreisen, sie müssen über Jordanien fahren. Um zur Grenze (Allenby-Brücke) zu kommen, müssen sie mehr oder weniger viele Checkpoints passieren, was meist mit Wartezeiten und manchmal mit Schikanen verbunden ist. Besonders unberechenbar ist die Fahrt für die Bewohner aus den eingeschlossenen Städten wie Tulkarem, Jenin, Nablus oder Qalkilia.

Helga Dieter

Die Begegnungen junger Menschen aus Israel und Palästina im Kontext der politischen Entwicklung

Jeden Sommer gibt es in Palästina Tote wegen des Bombenterrors der israelischen Armee und in Israel Opfer wegen der palästinensischen Terrorbomber. Der Versuch, die Sichtweise der anderen ansatzweise verstehen zu wollen, ist eine kaum auszuhaltende Grenzerfahrung, wenn gleichzeitig zu Hause Freunde oder Angehörige von jenen umgebracht werden. Das belastet die Verständigungsprozesse in den Seminaren stark und führt zu heftigen Schuldzuweisungen oder aufgeladenen Diskussionen, manchmal aber auch zu einem spürbaren Mitgefühl und intensiver Nähe. „Aussöhnung gelingt nur, wenn man auch über die Toten der anderen Seite trauern kann“, formulierte ein Teilnehmer in einer solchen Situation. In den Broschüren der Vorjahre sind einige dieser Erfahrungen einfühlsam und anschaulich beschrieben worden.

Die internen Gruppenprozesse auf beiden Seiten sind tendenziell gegenläufig. Während die Palästinenser oftmals äußerlich einheitlich auftreten (das „Palästinensertuch“ umgehängt oder Westen mit dem Emblem ihrer Organisation tragen), und anfangs auch zu den Mahlzeiten oder Sitzungen als geschlossene Gruppe kommen und gehen, erscheinen die Israeli

eher als bunter, individualistischer Haufen, bei dem jeder andere Ideen hat. Bei manchen Freizeiten ist ein gewisser Neid auf die soziale Struktur der jeweils anderen spürbar. Jugendliche aus Israel, die wegen des Holocaust kaum Verwandte haben, äußern Sehnsucht nach dem Rückhalt in einem großen Familienverband, von dem die Jugendlichen aus Palästina stolz erzählen. Umgekehrt wirkt das individualistische Verhalten der israelischen TeilnehmerInnen auf die PalästinenserInnen als attraktive Selbstständigkeit.

Anfangs will die palästinensische Gruppe nach dem Abendessen schnell ins Freie, sie unternimmt gemeinsame Spaziergänge zur Erkundung der Gegend oder des Dorfes. Natürlich sind auch Spritztouren in Supermärkte und Kaufhäuser attraktiv. Die nächste arabische Kneipe ist auch bald entdeckt. Sie genießen die Bewegungsfreiheit ohne Ausgangssperre und Checkpoints. Untergehakt, singend und lachend kommen sie dann zurück.

Nach einigen Tagen bröckelt dieser enge Zusammenhalt. Auffällig ist in fast allen Gruppen, dass sich viele junge Frauen aus Palästina dem Gruppendruck zu entziehen versuchen. Manche Männer, die in den inhaltlichen Auseinandersetzungen einen liberalen und toleranten Eindruck vermitteln, entpuppen sich dann als autoritäre Machos, die massiven Druck auf die Frauen ausüben. Sie rechtfertigen das mit der Verantwortung, die sie in ihrer Gesellschaft als Beschützer der Frauen in der Fremde hätten. Dieses Problem gab es schon bei den ersten Freizeiten 2002, es wurde in den folgenden Jahren stärker. Auch andere soziale Risse traten in den anscheinend so homogenen Gruppen aus Palästina immer deutlicher zutage. (s.u.)

Die jungen Leute aus Israel haben dagegen oft das Bedürfnis, das Erlebte noch einmal auszutauschen. Viele wollen sich absprechen, wie sie als Juden und Israeli mit übereinstimmenden Argumenten den anderen gegenüberreten können. Doch dann zeigt sich, dass der zionistische Konsens zwischen liberal-säkularen und konservativ-religiösen Juden zwar in Bezug auf die Unterstützung und Verteidigung eines eigenen Staates für die Juden stark und tragfähig ist, aber nicht in Bezug auf dessen gesellschaftliche Ausgestaltung. Die forcierte Einwanderung und die enormen Kosten der Armee bei gleichzeitigem Rückgang der Produktivität und des Tourismus haben zu einer sozialen Desintegration geführt. Diese wird sichtbar in ethnischer Ghettoisierung und Parallelgesellschaften, massenhafter Verarmung in den Großstädten einerseits und luxuriösem Lebensstil auf Staatskosten in den Siedlungen andererseits, zunehmender Auswanderung qualifizierter junger

Menschen infolge der wirtschaftlichen Misere oder um dem jahrelangen Armeedienst (als Rekrut oder Reservist) zu entkommen.

Diese internen biografischen und weltanschaulichen Differenzen lassen keinen einfachen nationalen Konsens zu und führen zu stundenlangen Diskussionen in der internen Gruppe: der Soldat (der stolz den jüdischen Staat gegen die Terroristen verteidigen will) und der Totalverweigerer (der den Soldaten einen Mörder von Frauen und Kindern nennt); religiöse Juden (die mit eigenem Kochtopf und koscheren Konserven anreisen) und atheistische Anarchos (die im Lokal provokativ Schweinefleisch essen und bei der Sabbat-Zeremonie gähnen); die orientalischen Einwanderer der zweiten Generation (die arabisch sprechen und sich kulturell den Palästinensern nahe fühlen) und die kürzlich eingewanderten Russen (die bei den Auseinandersetzungen oft sprachlich und inhaltlich nicht folgen können) usw.

Eine besondere Rolle spielen die TeilnehmerInnen, die als palästinensische Minderheit in Israel leben. Von der jüdischen Mehrheitsgesellschaft werden sie „Araber“ genannt, um die Existenz eines palästinensischen Volkes sprachlich zu negieren. Aber auch für ihre Brüder und Schwestern von der Westbank sind sie keine echten Palästinenser, sondern die „48er“, also Nachkommen der Familien, die 1948 nicht vertrieben wurden oder innerhalb der Staatsgrenzen Israels geflüchtet sind. Sie seien zwar eine benachteiligte Minderheit in Israel, doch das sei nicht zu vergleichen mit einem Leben unter ständiger Bedrohung und existentieller Not wie in der Westbank, wird ihnen direkt oder indirekt vorgeworfen. Damit geht implizit die Unterstellung einher, sie hätten sich mit dem Staat Israel arrangiert. In manchen Gruppen spielen die „48er“ eine vermittelnde Rolle, denn sie sprechen beide Sprachen und kennen ansatzweise auch die jüdische Kultur. Sie kommen als Teil der eingeladenen israelischen Gruppe, fühlen sich aber eher zu den Palästinensern hingezogen, was manche TeilnehmerInnen aus Israel dann als Undankbarkeit empfinden und moralischen Druck ausüben. Manche der „48er“ palästinensischen Araber versuchen sich verbalradikal an die Spitze der palästinensischen Gruppe aus den besetzten Gebieten zu setzen, wodurch sich diese dann nicht nur von den jüdischen Israeli, sondern auch von den palästinensischen Israeli dominiert und bevormundet fühlen.

Helga Dieter, Khalil Toama, Angelika Vetter

Wir brauchen keine Märtyrer für den Frieden

Die Jugendföderation aus Nablus, einer Stadt in der Westbank, welche seit Jahren massiven Angriffen der israelischen Armee ausgesetzt ist, ging mit den Begegnungen in Deutschland von Anfang an sehr offensiv um und berichtete auch auf ihrer website darüber.

Nach langen, komplizierten Problemen wegen der Visa und Tickets stand die Liste mit 40 Teilnehmern schließlich fest. Dann erfuhren wir von dem aufgeregten Leiter der Organisation, dass in der ganzen Stadt Plakate hingen, auf denen mit Drohungen vor einer Teilnahme an dem Seminar mit Israeli in Deutschland gewarnt würde. Die Jugendlichen und ihre Eltern stünden unter enormem Druck und hätten eine Versammlung zur Beratung geplant.

Die Tickets für 40 Personen waren bezahlt und das Tagungshaus gebucht – alles aus Spendengeldern! Dennoch rangen wir uns dazu durch, dass Khalil unsere Partnerorganisation eilig anrief und ihnen mitteilte: „Wenn es für irgend jemanden gefährlich werden könnte, bleibt zu Hause. Wir brauchen keine Märtyrer für den Frieden!“

Am nächsten Tag erfuhren wir: Die TeilnehmerInnen und ihre Eltern hätten entschieden, sich nicht einschüchtern zu lassen: „Wir kommen!“

Ein paar Tage später waren sie wirklich alle da. Es war eine besondere Gruppe, das sah und spürte man. Alle trugen den Palästinenserschal mit dem Emblem ihrer Organisation, etwa die Hälfte der jungen Frauen trug bis zuletzt ein Kopftuch. Bei allen bisherigen palästinensischen Gruppen hatte sich die Kleiderordnung nach ein paar Tagen gelockert: „Wir sind hier ja wie in der Familie, da brauchen wir kein Kopftuch im Haus“, hieß es meist.

In dieser Gruppe war das anders. Wir interpretieren das so: Die palästinensischen TeilnehmerInnen standen spürbar unter Druck. Sie waren zu Hause vor dem Treffen mit den Jugendlichen aus Israel gewarnt worden, das sei Kollaboration mit dem Feind. Sie verhielten sich in den Seminaren nun als Delegation, die eine Botschaft vermittelte über die miserablen Lebensbedingungen und ihren täglichen Überlebenskampf, über ihre Gefangenschaft im eigenen Haus während der Ausgangssperre, über die Zerstörung ihrer Häuser bei Razzien oder durch Bombenangriffe, über die

Tötung von vielen Jugendlichen und Zivilisten, über die täglichen Erniedrigungen an den Checkpoints usw.

Das wollten sie den jungen Menschen aus Israel drastisch vor Augen führen. Es war deutlich, dass sie eine Mission erfüllen wollten, darüber hinaus aber den Kontakt zu den jüdischen TeilnehmerInnen mieden, vielleicht aus Selbstschutz bei der Rückkehr nach Hause.

Die jungen Israeli reagierten irritiert und frustriert, einige waren interessiert an vielen Informationen, die ihnen bisher vorenthalten worden waren, andere zogen sich schuldbewusst zurück, manche entpuppten sich als aggressive Hardliner, wie wir sie bisher in den Seminaren nicht kannten. Einer beschwerte sich: „Ich bin in einer Friedensgruppe, ich arbeite hart und bin zu Kompromissen bereit. Nun begegne ich zum ersten Male Palästinensern und habe mich so bemüht, einen persönlichen Kontakt zu entwickeln, aber ich komme einfach nicht an sie ’ran. Das Zahlenverhältnis ist auch nicht ausgeglichen, es sind viel mehr palästinensische Teilnehmer hier als jüdische, selbst im Team.“ Das war richtig, denn der Koordinator aus Israel war Mitarbeiter der Friedensschule Neve Shalom-Wahat al Salam und palästinensischer Abstammung, wie natürlich auch der Koordinator aus der Westbank. Die ÜbersetzerInnen sind ohnehin PalästinenserInnen aus Israel, denn nur wenige jüdische Israeli sprechen arabisch, und in der Westbank spricht kaum jemand hebräisch und wenn – würde er/sie das nicht offen zeigen.

Darüber hinaus brachte die Friedensschule ausgerechnet in dieser Freizeit viele „48er“ aus Israel mit. Insofern waren die Palästinenser in der großen Mehrheit. Einige der arabischen Israeli entwickelten sich zu Wortführern der palästinensischen TeilnehmerInnen, manche mit wortradikalen Parolen. Da sie beide Sprachen beherrschen, konnten sie auf Äußerungen der jüdischen Israeli in der Kleingruppe spontan reagieren, während die Gruppe der Jugendlichen von der Westbank erst auf die Übersetzung warten musste.

Durch die Dominanz der arabischen Israeli fühlte sich die palästinensische Gruppe von der Westbank vermutlich von drei Seiten unter Druck: von den Israeli als ihren „Gegnern“, von den Drohungen zu Hause und nun auch noch von den 48er Brüdern und Schwestern, die zum Teil ihre Benachteiligung als Minderheit in Israel verglichen mit den Gewalterfahrungen der Jugendlichen aus Nablus.



Die Gruppe aus Nablus (Foto: Jugendföderation Nablus)

Die Gruppe aus Nablus stand spürbar unter Anspannung. Sie hatte, neben anderen Materialien, den Film „Jenin, Jenin“ mitgebracht, der die Zerstörungen und Tötungen der israelischen Armee in Jenin zeigt, und schlugen mehrmals vor, diesen vorzuführen. Vermutlich gehörte dies zu ihrer internen Mission oder auch zu einem Auftrag, den sie wegen der äußeren Drohungen von ihrer Organisation erhielten. Sie sollten den jungen Israeli mit dem Film drastisch vor Augen führen, wie deren Armee in einem Flüchtlingslager auf der Westbank mordet und brandschatzt. Die beiden Koordinatoren (Palästinenser von beiden Seiten) wollten den Film nicht zeigen, der Prozess sei noch nicht so weit und der Film zu schockierend.

Weil die israelische Gruppe schon morgens um 5.00 Uhr abfahren musste, wurde das Abschiedsfest mit Grillfeuer und Festmahl auf den vorletzten Abend gelegt. Anschließend kam ein Mitarbeiter aus Nablus und

wollte den Beamer haben, um den Film „Jenin, Jenin“ zu zeigen. Wir erklärten ihm, dass wir diesen Zeitpunkt, als viele Teilnehmerinnen schon in der Disco tanzten, für völlig ungeeignet hielten und blieben stur. Ohne dass wir es bemerkten, sah dann nur die Gruppe aus Nablus den Film auf einem Laptop.

Wir saßen bei guter Laune mit Besuchern im deutschen Team zusammen, als uns ein Junge aufforderte, in die Halle zu kommen. Dort warf sich eine junge Frau schluchzend und schreiend auf ein Sofa. Helga setzte sich zu ihr, nahm sie in den Arm und beruhigte sie. Gegenüber an der Wand lehnte eine andere junge Palästinenserin aus Nablus und weinte laut. Eine nette Betreuerin aus Israel beugte sich tröstend über die Weinende. Diese schrie auf und wehrte sie ab. Erschrocken wich sie zurück, blieb aber in der Halle. Das war ein mutiges Zeichen von Mitgefühl. Dann erschien Almuth, unsere Shiatsu-Praktikerin und nahm die beiden weinenden jungen Frauen zu einer beruhigenden Massage mit in den Behandlungsraum.

Wir gingen nach draußen, um frische Luft zu schnappen. Ein junger Mann wälzte sich im nassen Gras, ein Stück weiter schlug ein anderer seinen Kopf schluchzend an einen Baumstamm. Auf dem Weg oberhalb des Hauses gingen junge Männer umarmt und weinend im Regen auf und ab. So hatte auch Almuths Partner Heiko bald alle Hände voll zu tun, denn auch die jungen Männer bedurften einer beruhigenden Massage.

Vor dem Haus standen die beiden Koordinatoren und machten dem jungen Teamer aus Nablus, der den Film gezeigt hatte, und der über die Reaktionen nun selbst völlig fassungslos war, lautstark Vorwürfe. Wir ermahnten sie nervös: „Das bringt ja nun auch nichts mehr, Ihr solltet Euch besser darum kümmern, dass nicht noch alle krank werden oder einer in den Wald läuft.“

Eine der beiden Palästinenserinnen, die vorher so geschluchzt hatten, bekam plötzlich hohes Fieber. Wir baten Schulamith, mit ihr ins Krankenhaus zu fahren. Diese zögerte: „Ich bin doch auch Jüdin, die Zuwendung der Betreuerin aus Israel hat sie doch vorhin noch stärker in ihre Weinkrämpfe gesteigert.“ Doch es gab überhaupt kein Problem, als Schulamith sie stützte und zum Taxi führte.

Angelika, die eine Ausbildung als Krankenschwestern-Helferin hat, kam aufgeregt: Eine der jungen – islamisch gekleideten – Frauen bekäme keine

Luft mehr, sie habe Lähmungserscheinungen. Wir holten ein Taxi. Im Krankenhaus stellte sich heraus, dass die junge Frau traumatisiert war. Sie litt unter dem Tod ihres Bruders, der von israelischen Soldaten erschossen worden war – in Jenin. Es war schwierig und bedurfte guten Zuredens, dass sie für die Untersuchung ihre Kleider ablegte. Sie trug eine Halskette mit einem roten, tropfenförmigen Anhänger: „Mohammed“, der Name ihres ermordeten Bruders war eingraviert. Diese junge Frau, aufgefangen durch die Fürsorge vieler „fremder“ Menschen, konnten wir noch in derselben Nacht wieder mit in die Gruppe nehmen. Sie war am nächsten Tag wie verwandelt, nicht mehr so streng, nicht mehr so ernsthaft. Sie nahm sogar lachend und entspannt an der Bootsfahrt teil.

Die anderen Mitglieder unseres Teams saßen mit einigen BetreuerInnen die ganze Nacht in der Halle und warteten auf Nachrichten aus dem Krankenhaus. Die palästinensischen Männer waren sehr beunruhigt und kamen ständig angelaufen: „Was wisst Ihr Neues?“

Die jüdische Gruppe saß verwirrt in einem Raum. Sie konnten nicht verstehen, was passiert war: „Was ist das für ein Film, der das ausgelöst hat?“ fragten sie irritiert.

Das brachte Helga auf die Idee, am freien Abend des nächsten Tages, den Film – außerhalb des Programms und ohne große Rücksprache mit den Koordinatoren – für interessierte israelische TeilnehmerInnen anzubieten. Sie schrieb einen kurzen Brief:

Liebe FreundInnen aus Israel,

gestern Nacht haben viele TeilnehmerInnen aus Palästina den Film „Jenin, Jenin“ gesehen. Danach waren sie sehr traurig, manche hatten Zusammenbrüche. Die Mitglieder der israelischen Gruppe konnten die Situation nicht verstehen. Diejenigen von Euch, die wissen wollen, warum die anderen so außer sich waren, können den Film morgen abend sehen. Das ist nicht Teil des Seminarprogramms.

Herzliche Grüße, Helga

Eine Teamerin aus Israel machte uns den Vorwurf, das sei eine riskante Sache, weil es danach ja keine Zeit mehr zur Aufarbeitung gäbe. Wir

rechtfertigten uns verunsichert: Schließlich seien die jungen Leute aus Israel gestern nacht auch völlig aufgewühlt gewesen, sie hätten das Recht darauf zu erfahren, worum es überhaupt gegangen sei.

Zu unserer Überraschung kam fast die ganze jüdische Gruppe abends früher vom Ausflug nach Bonn zurück, um den Film zu sehen. Ohne Vorbereitung musste Khalil den Text des Filmes vom Arabischen ins Hebräische übersetzen.

Einige verließen den Raum, vielleicht weil sie nicht ertragen konnten, was die israelische Armee dort angerichtet hatte, vielleicht auch aus Abwehr oder weil sie den Film für palästinensische Propaganda hielten. Die meisten blieben im Raum. Einige haben sich anschließend bei uns bedankt.

Als Helga die Apparate wegräumte, sah sie, dass Eliana, eine engagierte jüdische Betreuerin aus einer Familie von Holocaust-Überlebenden, weinte. „Ich schäme mich so, ich fühle mich schuldig, dass mein Volk zu so etwas in der Lage ist“, meinte sie schluchzend. „Was soll ich da sagen?“, fragte Helga. „Du musst mit Jenin zurecht kommen und ich mit Auschwitz.“ Dann lagen sich beide weinend und lachend in den Armen.

Die Gruppe aus Nablus verbrachte dann die ganze Nacht mit vielen Israeli, um diese morgens um 5.00 Uhr am Bus zu verabschieden.

Nach unserer Einschätzung hat sich das Klima des gesamten Seminars in den letzten Stunden gewandelt. Beim Abschied war so etwas wie Verständnis und Wärme zu spüren.

Vor allem glauben wir, dass die Gruppe aus Nablus erleichtert nach Hause fahren konnte. Sie waren nun in der Lage, ihren drohenden Kritikern über den Erfolg ihrer Mission zu berichten.

Das sind zwar Vermutungen über die Hintergründe der dramatischen emotionalen Zuspitzung am Ende des Seminars, aber eine plausiblere Erklärung konnten wir nicht finden.

Wie sich die Prozesse bei den Freizeiten unterscheiden

Wir hatten zwei Tage Zeit uns zu erholen, bis die nächste Gruppe kam. Wir konnten es nicht fassen: Es war das völlige Gegenprogramm. Von Anfang an gab es keine Berührungängste. In den Seminaren gab es von beiden Seiten massive Widerstände dagegen, Unterschiede und Konflikte zu thematisieren. Die harten Fragen sollten möglichst unter dem Tisch bleiben, denn das hätte Streit und Spannungen bedeutet. Die TeilnehmerInnen wollten lieber gemeinsam spielen und Ausflüge machen, sich positiv aufeinander beziehen und Trennendes ignorieren.

Die professionellen Friedenspädagogen, die sie begleiteten, zerbrachen sich die Köpfe, ob und wie sie diesen gemeinsamen Widerstand auflösen könnten, ohne autoritär ein Programm durchzusetzen.

In den letzten Tagen verschärften sich die Auseinandersetzungen dann doch. Plötzlich fühlten sich alle unter Zeitdruck, die grundlegenden Differenzen zu bearbeiten. Die Anspannung stieg, die Atmosphäre wurde frostiger. Diese Erfahrung war für uns gegenläufig zu den meisten anderen Gruppen, bei denen sich die anfänglichen Aggressionen allmählich auflösten. Ein Glücksfall war, dass ein Betreuer aus Israel einen alten Freund als Referenten einlud. Josef (s.o.) erzählte seine fesselnde Biografie vom Opfer des Nazi-Terrors zum Täter bei der Vertreibung der Palästinenser 1948 und seine Wandlung zum Pazifisten. Damit war das Eis wieder gebrochen und ein paar intensive Tage beendeten die Begegnung.



Junge Leute aus Israel und Palästina suchen im Labyrinth nach einem Ausweg (Foto: Angelika Vetter)

Breaking Barriers

Über die Schwierigkeiten, Barrieren zu durchbrechen

Im Unterschied zu den vergangenen Jahren wurden dieses Mal die israelischen TeilnehmerInnen sorgfältiger ausgewählt, insofern wir auch konservative Mitglieder in der Gruppe haben wollten, z.B. einen Offizier und eine junge Frau, die bei einem Selbstmordattentat schwer verletzt wurde. Hinzu kam ein spirituell orientierter Esoteriker, ein Junge arabischer Herkunft, also eine bunte Mischung aus zehn TeilnehmerInnen und zwei Teamern.

Nach zwei bis drei Tagen verbrachten die Gruppen manchmal auch ihre freie Zeit zusammen. Sie gingen am Fluss spazieren, feierten und verglichen ihr Leben und ihre Erfahrungen. Selbst über die Spannung, die sich in den Seminarveranstaltungen anstaute, wurde gesprochen, und man war sich einig,

dass Dinge, die in größeren Gruppen zur Sprache kommen, sich nicht immer mit den wirklichen Gefühlen des einzelnen decken. Natürlich gab es auch Schwierigkeiten bei den schmerzlichen persönlichen Geschichten und der Anerkennung der Tatsache, dass wir alle in einem Kriegsgebiet leben.

Als im Seminar die Fragestellung: „Bist du stolz, ein Israeli oder ein Palästinenser zu sein?“ diskutiert wurde, brachen die Gefühle durch. Es wurde klar, dass ein Leben in Frieden ein irgendwie geartetes Zusammenleben voraussetzt. Es ist nicht leicht, die Theorie der Koexistenz zu vertreten, wenn man sieht, wie weit diese Doktrin von der Realität entfernt ist, die sich auch in dem Seminar widerspiegelte. „In Israel sind Graffiti zu sehen, in denen es heißt, ein guter Araber ist ein toter Araber“, berichtete Nasuf, der Araber aus Israel, um auf das Klima von Diskriminierung und Hass in der israelischen Gesellschaft aufmerksam zu machen. „Geht in das Land zurück, aus dem ihr gekommen seid“, sagte Abdul zu den Israelis.

Die bei einem Selbstmordattentat verletzte Rahel war sehr betroffen, als sie hören musste, wie manche Palästinenser die Selbstmordattentäter lobten und glaubten, dass diese Freiheitskämpfer seien. Fast alle israelischen Teilnehmer waren Soldaten, manche rechtfertigten zu Beginn die Besatzung und die Bombardierungen.

Die palästinensische Gruppe war überrascht, wie wenig die israelischen Teilnehmer die Lebensbedingungen in ihrer Gesellschaft wahrnahmen, dass deren Informationen alle von Gewalt, den Medien und Politikern bestimmt sind. In den Debatten über die Geschichte des Nahen Osten war es für die Israeli oft schwierig, sich zu einigen. Sie mussten zu 10 Punkten gemeinsame Entscheidungen treffen, erst dann konnten die Ergebnisse der palästinensischen Gruppe vorgelegt werden. Sie saßen 9 Stunden zusammen, bis sie eine authentische, originelle und ehrliche geschichtliche Erzählung zusammengebracht hatten. Aber natürlich waren sie nach der Präsentation nicht zufrieden. Die Reaktion auf die palästinensische Präsentation war sehr empathisch und gut, vor allem weil die Israeli damit gerechnet hatten, dass die Palästinenser die szenische Darstellung dazu benutzen würden, um wieder Anklagen zu erheben. Es war eine gute Präsentation ihres Schmerzes und ihrer Verluste.

Zufällig fand am Tag danach der Ausflug nach Amsterdam statt. Im Bus gab es stundenlang Gelegenheit, über die Eindrücke zu sprechen, aber auch in einen Sängerkwittstreit zu treten und gemeinsam zu singen.

Rüdiger Pusch

Die Panzerung knacken

Nach einem Ausflug nach Köln an einem sonnigen Samstag im Juli wird es am nächsten Tag wieder anstrengend: „Worauf bist du stolz, worüber bist du glücklich – als PalästinenserIn, als Israeli(n)?“ heißt die Fragestellung für die morgendliche Runde. Seit fünf Tagen sind die Gruppen zusammen. An den Tagen zuvor haben die 24 TeilnehmerInnen vorwiegend in der großen Runde ihre Erwartungen an das Seminar artikuliert, sich gegenseitig über ihr Leben zuhause und die Bedingungen und Begleitumstände ihrer Anreise informiert, darüber gesprochen, was der Konflikt für sie bedeutet, und was ihre persönlichen Erfahrungen mit dem Konflikt sind. Sahib hat über seine langjährigen Haftstrafen in israelischen Gefängnissen berichtet, die er aus nicht ersichtlichen Gründen erhalten habe. Rachel sieht man die Spuren eines Selbstmordanschlages wegen ihrer großflächigen Verbrennungsnarben schon äußerlich an.

Natürlich ist vieles sehr unterschiedlich mit Stolz besetzt in der Runde: Stolz auf die Meinungsfreiheit, die formal demokratischen Gepflogenheiten, die politische Multikulturalität, die Besiedlung und Kulturalisierung des Landes auf der einen – der israelischen – Seite, Stolz auf die glorreiche Geschichte und die reiche, alte arabische Kultur, aber auch auf die von der israelischen Armee getöteten Märtyrer auf der anderen – der palästinensischen – Seite.

Zina erklärte, dass es nicht selbstverständlich sei, dass sie hier mit Israelis zusammensitze, bei all dem, was in den besetzten Gebieten tagtäglich geschehe. Stolz sei sie darauf, dass es dem palästinensischen Volk unter dem grausamen Diktat der Besatzer trotz alledem gelinge, sich selbst und seinen gesellschaftlichen Alltag zu organisieren, stolz sei sie auf den unbezwingbaren Willen des palästinensischen Volkes, in die besetzten Gebiete (seit 1948) zurückzukehren, stolz sei sie auf die in diesem Kampf Getöteten und auf die Märtyrer, die ihr Leben für das palästinensische Volk gäben.

Rachel, eine junge Frau aus Israel und durch Brandwunden ein für ihr Leben gezeichnetes Opfer eines solchen Märtyrers, verließ an dieser Stelle aufgewühlt und weinend den Saal, ohne dass dies – zumindest äußerlich – irgendeine erkennbare Reaktion von Betroffenheit bei Zina ausgelöst hätte.

Von allen unbemerkt gibt es aber ein Gemeinsames in den emotionalen Identifizierungen: Stolz ist man auf beiden Seiten vor allem darauf, als Gemeinschaft unter vielfachen Gefährdungen und Verfolgungen überlebt und die eigene Gesellschaft organisiert zu haben. Dabei wurden jeweils starke Bande der Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft bewahrt. Als ein verbindendes Grundgefühl, das eine Brücke der Verständigung schlagen könnte, kann dies aber von den Beteiligten nicht erkannt werden, weil man es in den letzten Jahrzehnten ja im Kampf gegen die anderen errungen und behauptet hat, also im Gegeneinander. Es ist also primär nicht ein Stolz auf etwas, sondern ein Stolz gegen jemanden – die anderen.

Und noch etwas – politisch als Identifizierungsmotiv einer Gesellschaft mehr als fatal – ist beiden gemeinsam: Man sieht sich selbst als Opfer der anderen. Stets stehen die Fragen im Raum: Wer hat mehr gelitten? Wer hat die größeren Opfer gebracht? Wer ist das bessere Opfer?

Dies ist die Ausgangssituation, als es am Nachmittag zum ersten Mal während dieses Seminars für einen längeren Zeitraum an die Arbeit in gemischten Kleingruppen geht. Die TeilnehmerInnen sollen in freier Diskussion über das reden, was sie in den bisherigen gemeinsamen Sitzungen erfahren haben. Ein konkretes Thema ist den Gruppen nicht vorgegeben, nur einen Hinweis haben sie von den TeamerInnen bekommen: „Wir möchten, dass ihr in euch Raum findet für die Geschichten der anderen. Denkt daran, da ist eine Menge Platz in euch.“

Das war ein schwieriger Auftrag, dem die TeilnehmerInnen in der Kleingruppe zunächst durch Albernheiten und Plänkeleien auswichen. Was soll man den anderen sagen, zumal wenn man in den vergangenen Tagen sehr viel von ihnen gehört hat, was man lieber nicht gehört hätte: unangenehme Dinge über die eigenen Leute, schlimmer noch: persönliche Geschichten über die Leiderfahrungen von Menschen, die einem von Angesicht zu Angesicht gegenüber sitzen und über ihre Erlebnisse in einer Weise berichten, dass man das Gehörte nicht mehr einfach als Propaganda oder irgendwelche Geschichten abtun kann, weil die Erzählungen zu konkret, die Gefühle miterlebbar wiederkehren und die/der Berichtende glaubwürdiger Zeuge der furchtbaren Ereignisse ist oder als Opfer erkennbar wird.

Zina ergriff das Wort, eine kleine, energische Person, Mitte zwanzig, Englischlehrerin von Beruf und ausgestattet nicht nur mit den nötigen Sprachkenntnissen, sondern auch dem missionarischen Bewusstsein, dem

Feind gegenüber vom Leiden und der Kraft des eigenen Volkes zu künden.

Sie erklärte bestimmt, dass sie hierher gekommen sei, um den Israeli zu berichten, was in den besetzten Gebieten geschehe, welches Unrecht den Palästinensern angetan werde und dass es eben die israelische Regierung, aber auch die Israeli als Volk seien, die dieses Unrecht ausübten, wogegen sich das palästinensische Volk in seinem berechtigten und heroischen Kampf zur Wehr setze.

Ein israelischer Teilnehmer brachte den Einwand, dass er dies alles bereits gehört habe und wisse, er brauche sich nur die Reden palästinensischer Politiker im TV anzusehen. Um das zu hören, müsse er nicht bis nach Deutschland fahren. Zina reagierte unwirsch. Sie interpretierte den Einwurf, sich selbst bestätigend, als Abwehr in dem Sinne: Ich habe den Punkt getroffen! Das willst Du nicht hören, nicht wissen, nicht verstehen!

Zinas heftige Attacken waren so pauschal gegen die Israelis gerichtet, dass sich jede(r) anwesende Israeli(n) in Mithaftung genommen und zur Selbstverteidigung verpflichtet fühlen musste. Die nächste Stufe der Eskalationsleiter war bereit: Aus einem Gespräch wird eine Diskussion, aus einer Diskussion ein Streitgespräch, aus einem Streitgespräch ... Die Argumente werden holzschnittartig, der Ton wird lauter, die Körper gespannter ...

1. Knackpunkt

Im Zuge des heftigen, sich langsam entfaltenden Wortgefechtes mit pauschalen kollektiven Zuweisungen bringt einer der Israeli Rachel ins Spiel. Er fragt Zina, was sie empfinde, wenn sie Rachel mit ihren Verbrennungen, Verkrüppelungen, ihren physischen Handicaps und erkennbaren dauerhaften Schmerzen sehe. Zina ist sichtlich irritiert, zum ersten Mal scheint sie sich verteidigen zu müssen. Sie würde wohl nicht hier sitzen, wenn sie das erlitten hätte, was Rachel erlebt habe, räumt sie ein. Sie wundere sich, wie Rachel es schaffe, hier mit Leuten zu reden, die sie doch für ihr Schicksal verantwortlich halten müsse. Sie könne mit Rachel schon mitfühlen, aber Rachel sei nicht die einzige, der derartiges geschehen sei. Tagtäglich passiere Palästinensern bei Aktionen des israelischen Militärs das gleiche oder Schlimmeres. Überhaupt stünde die Zahl der israelischen Verwundeten oder Getöteten doch in keinem Verhältnis zur Zahl der palästinensischen Opfer.

Fatme, eine liberale, weltoffene Journalistin aus Ramallah, springt unterstützend ein. Sie berichtet sehr eindrücklich von Szenen, bei denen nahe Angehörige oder Freunde in ihrer Anwesenheit Opfer der Gewalt der israelischen Armee wurden oder von israelischen SoldatInnen getötet wurden. Auch als Journalistin habe sie solche Szenen mehrfach miterleben müssen.

Auch wenn es in der Auseinandersetzung jetzt darum geht, die eigene Seite als die mit den größeren Opfern darzustellen, bewegt sich das Gespräch nicht mehr im Abstrakten: Es ist nicht mehr zu verdrängen oder wegzudiskutieren, dass es Opfer auf beiden Seiten gibt. In den Erzählungen bekommen sie Namen, Anschrift und Gesicht. Aus statistischen Zahlen, aus anonymen Verwundeten und aus der Distanz gefilmten Leichen im Fernsehen werden konkrete Menschen, mit ihrer Geschichte, mit ihren Vorlieben, mit ihren Erwartungen, mit ihren Sehnsüchten und Hoffnungen. Dies verändert das Gespräch, weil es die Perspektive von der allgemeinen auf die besondere Ebene verschoben hat. Empathie, Einfühlen in das Erleben und die Sichtweisen der Anderen werden möglich, eine der Voraussetzungen für die Möglichkeit einer konstruktiven Bearbeitung von Konflikten.

Obwohl das Gespräch jetzt sehr persönliche Verwundungen und Verletzungen berührt, mithin emotional sehr aufgewühlt und belastend ist, ist es – trotz zwischenzeitlichen Aufrechnungen, den Versuchen, die eigenen Opfer mit historischem Sinn zu adeln, die eigenen Taten als aufgezwungen und damit legitimiert auszuweisen – in der Tiefenstruktur doch sehr viel ernster, tiefer und ruhiger geworden. Vorbewusst greift die Erkenntnis Platz, dass beide Seiten Opfer einer gemeinsamen Situation sind.

2. Knackpunkt

Naor, meines Wissens ohne Erfahrungen in Mediation oder anderen Techniken der Konfliktbearbeitung, stellt ziemlich unvermittelt eine Frage: „Wir sollten überlegen, was jeder von uns bereit ist, für den Frieden zu geben, politisch und persönlich.“

Die Gruppe reagiert überrascht. Solche Fragen hat bisher niemand gestellt. Entsprechend abwehrend sind die Nachfragen an Naor: „Was meinst du eigentlich? Sollen wir jetzt über die Lösungsvorschläge unserer Regierungen und Verhandlungsdelegationen diskutieren, über die Road Map, die

Genfer Vorschläge?“ Naor bleibt beharrlich: „Sag, was du persönlich bereit bist, für den Frieden zu geben. Das zeigt, was du wirklich denkst.“ Diese Sätze kommen so einfach, in aller Ruhe und Sanftheit so nachdrücklich, als ein ernsthaftes Anliegen formuliert, daher, dass sich die Gruppe zögernd, aber von gleicher Ernsthaftigkeit getragen, darauf einlässt.

Weit ab von jeder politischen Diskussion berichten die TeilnehmerInnen von ihren Wünschen und Träumen an ein anderes, besseres Leben in ihrer Heimat, sie erzählen von der alltäglichen (strukturellen) Gewalt, die der Konflikt auch auf der Ebene der gesellschaftlichen Verhältnisse, in den Familien, in der Erziehung, im Bildungswesen, im täglichen Umgang miteinander, produziert und deren Fortbestehen mit ihm legitimiert wird. Sie denken darüber nach, was ihr Anteil daran ist, dass diese Verhältnisse sich stetig reproduzieren, und was sie tun könnten, um etwas zu ändern, im kleinen persönlichen Wirkungsbereich.

Frappant waren die Veränderungen im Verhalten von Zina, die bisher so engagiert als Vorkämpferin für die große Sache des palästinensischen Volkes aufgetreten war. Sie bekennt nun, dass sie die Schnauze voll habe von all der Gewalt um sie herum, die zu nichts führe als zu mehr Gewalt, und dass sie nichts anderes wolle als ihr Leben (und das ihrer Kinder, die sie sich wünsche) in Frieden zu leben.

3. Knackpunkt

Plötzlich ist eine große Nähe spürbar zwischen den TeilnehmerInnen der kleinen Runde. Diese ermöglicht es, auch über Dinge zu sprechen, über die man vermutlich in der eigenen Gemeinschaft noch nie gesprochen hat oder zu sprechen wagen würde. Fatme, die Journalistin, erzählt, dass sie bei ihrer Arbeit eine Israelin kennen gelernt und sich mit ihr angefreundet habe. Diese habe eines Tages im Jahre 2002 plötzlich bei ihr angerufen und ihr aufgeregt erzählt, dass gerade auf ihrer Seite der Grenze eine große Anzahl von Truppenverbänden mit ca. 50 Panzern vorbeifahre, die zweifellos auf dem Weg nach Ramallah seien. Sie würden sicherlich in Kürze in Ramallah ankommen. Es werde schrecklich werden. Was sie denn nur tun könne, um ihr und den Leuten in Ramallah zu helfen. Gemeinsam hätten sie am Telefon geweint und dennoch versucht, sich Mut zuzusprechen. Durch Fatme ermutigt, beginnen jetzt auch andere darüber zu sprechen, was sie in der

einen oder anderen Situation erlebt hatten, nämlich dass israelische SoldatInnen eingeschritten seien, als es zu willkürlichen Übergriffen gegen PalästinenserInnen, insbesondere Kindern, gekommen sei. Israelische TeilnehmerInnen berichteten über ihre Versuche, mit den wenigen verbliebenen palästinensischen Dienstleistenden an ihren Universitäten ins Gespräch zu kommen.

Das bisher vorherrschende Bild von den beiden sich unversöhnlich gegenüberstehenden, geschlossenen Blöcken wies zunehmend Sprünge und Risse auf. Nicht mehr Völker prallten nunmehr aufeinander, sondern es waren Individuen mit ihren je eigenen Erlebnissen, Ängsten, Erfahrungen und Bedürfnissen, die beieinander saßen und versuchten, vom Anderen etwas zu erfahren und sich wechselseitig zu verstehen. Und wieder war es Fatme, die noch einen Schritt weiter ging. Sie, die vorher sehr bewegt darüber gesprochen hatte, dass nahe Freunde von israelischen Soldaten in ihrer Anwesenheit ohne ersichtlichen Grund erschossen worden waren, dass ein Vetter durch israelische Kugeln getroffen, nun im Rollstuhl säße, erklärte sehr bestimmt, dass sie nicht mehr bereit sei, quasi auf Befehl, in Israelis ihre Feinde zu sehen und kollektiven Hass auf sie zu empfinden. Und dennoch: Wenn sie an einem dieser Check-Points erlebe, wie Menschen von israelischen SoldatInnen gedemütigt, erniedrigt und malträtirt würden, steige eine unbändige Wut in ihr auf, die sie kaum beherrschen könne. In solchen Situationen sei sie nicht mehr sie selbst, jedenfalls nicht die, die sie sein möchte.

Naor, der während seiner Militärdienstzeit auch an solchen Check-Points Dienst getan hatte, bestätigte diese Erfahrungen indirekt. Die Rohheit und menschenverachtende Brutalität, welche die militärische Ausbildung und der militärische Einsatz zur Folge habe, habe auch er bei seinen Kameraden beobachten können. Zu seinem Schrecken habe er sie aber auch bei sich selbst wiedererkennen müssen. Er schilderte aber auch die Angst, welche die jungen Soldaten verfolge, wenn sie sich einer Menge von aufgeregten Palästinensern gegenüber sähen, ihre Angst vor jeder ausgebeulten Jacke oder jedem weiten Rock, unter denen eine Bombe verborgen sein könne. Auch er habe das Gefühl gehabt, nicht mehr er selbst zu sein, wenn er an einem Check-Point habe Dienst tun müssen. Aber auch er könne keinen Hass mehr auf die Palästinenser empfinden, und dies, obwohl er bei einem Einsatz in einem Kibbuz, wo ein Selbstmordattentäter eingedrungen war, einer der

ersten gewesen sei, der in ein Haus laufen musste und dort dann die Leichen von einer Mutter mit ihren drei kleinen Kindern vorgefunden habe. Obwohl ihn die Bilder immer noch im Schlaf verfolgten, habe er lange mit keinem mehr darüber gesprochen. Erst Fatmes Offenheit habe ihm dies möglich gemacht, wofür er ihr danke.

Erstaunlich waren die Veränderungen, die in kurzer Zeit in der Gruppe vor sich gegangen waren. Waren die einleitenden Worte von Zina noch durch Aggressivität geprägt gewesen, so mischten sich nun, bei aller Wut über die geschilderten Verhaltensweisen, doch Trauer, Mitgefühl und Empathie als tragende Gefühle ein, die nicht mehr gegen den Anderen gerichtet waren, sondern gemeinsam getragen wurden. Bei aller Ernsthaftigkeit drückten die Körper und Gesichter doch auch so etwas wie Erleichterung aus, Erleichterung darüber, dass es möglich war, über so etwas überhaupt zu sprechen, und Erleichterung über die Art, wie man darüber reden konnte, was zuvor wohl keiner so für möglich gehalten hätte.

Die Gruppe beschloss am Ende eine Feedback-Runde mit der Frage: Wie fühlst du, wie fühle ich mich jetzt? Eindrucksvoll war das kurze Statement von Zina, das sich in dem Satz zusammenfassen lässt: „Als ich hierher gekommen bin, habe ich geglaubt, dass ich gegen Euch zu kämpfen hätte. Jetzt habe ich gesehen, dass ich gar nicht gegen euch zu kämpfen brauche.“ Allerdings fiel Zina später in der Großgruppe bei abstrakteren politischen Themen wieder in ihr altes Verhalten zurück. Wieder fungierte sie als Vorkämpferin, spielte die Hardlinerin, gerade so, als habe sie die Erfahrung gar nicht gemacht, dass man vielleicht gar nicht mit den anderen kämpfen müsse. Lernprozesse vollziehen sich nicht geradlinig, emotionale Ambivalenzen können sie befördern – aber auch behindern.

Beate Merkel

14 Tage aufregendes Leben und beruhigende Shiatsu-Massagen

Ich konnte als Shiatsu-Praktikerin an einem Friedenscamp in Lahnstein am Rhein mit jeweils zwölf jungen Erwachsenen aus Palästina und aus Israel teilnehmen. Es war eine höchst bereichernde Erfahrung, diese Stimmung des sich aufeinander Einlassens zu erleben, vor allem das Bedürfnis auf beiden Seiten nach unbändigem Leben, das beim Spielen und nachts beim Tanzen in der Disco schnell politische Grenzziehungen vergessen ließ. Für viele Palästinenser und Israeli war es, nach ihren Erzählungen, wohl das erste und vielleicht auch das einzige Mal in ihrem Leben, so frei und ungezwungen den jeweiligen „Anderen“ zu begegnen. So etwas hatte ich in dieser Intensität schon lange nicht mehr erlebt, wie im Begegnungsprozess auf dem Hintergrund alter und neuer Wunden auf beiden Seiten gerungen wurde, sich zuzuhören, sich den anderen mit dem eigenen Leid und den eigenen Wünschen verständlich zu machen und die anderen zu verstehen, aber auch, wenn alles zu viel wurde, sich wieder in die eigene Volksgruppe und auf eigene Rituale zurückzuziehen. Auch innerhalb der eigenen Volksgruppe fanden heftige Auseinandersetzungen statt über die eigene Geschichte, Normen und Werte. Bei mir hinterließ diese Zeit Hochachtung für die TeilnehmerInnen, die sich bei so viel Leid auf beiden Seiten trotzdem auf den Weg machten, um nach Lösungen zu suchen und sich aufeinander einzulassen.

Auf diesem geschilderten Hintergrund bot ich Shiatsu an. Fast alle TeilnehmerInnen waren mindestens einmal bei mir, manche auch häufiger. Viel Spaß bereitete der workshop zu Beginn mit verschiedenen Methoden des „Warming-up“ bei gemischten Kleingruppen. Ich setzte ganz unbedarft gegenseitige Berührungen wie Tennisballmassage und Rückenkontakt mit den Händen ein. Als ich dann am nächsten Tag bei der Vorstellungsrunde die Beziehungsrealität zwischen beiden Volksgruppen erlebte, dachte ich „Um Himmels willen, hätte ich das vorher gewusst, hätte ich diese Methoden nie eingesetzt“. Trotzdem fanden alle den workshop sehr lebendig, und es kam genau die Stimmung auf, die man sich von einem „Warming-up“ verspricht.

Zuerst kamen die Frauen beider Seiten zur Behandlung und genossen sichtlich die Zeit der Ruhe, des Berührtwerdens und Bei-sich-seins. Eine große Hilfe war, dass ich sowohl am Boden als auch am Stuhl behandeln konnte. Vor allem für die „starken Männer“ war es einfacher, sich auf dem Stuhl zu entspannen als auf dem Boden liegend. Ich war erstaunt, als auch der Leiter der palästinensischen Gruppe zur Massage kam und sich sofort für die Bodenlage entschied. Es gab bei den meisten das Bedürfnis, sich in der Ruhe des Behandlungsraumes dem Wunsch nach Sicherheit, Geborgenheit und Gehaltenwerden hinzugeben und so Spannungen loszulassen, die sich sowohl durch die Lebenssituation als auch aktuell im Gruppenprozess aufgebaut hatten.

Im Laufe der Behandlungen fiel mir ein wesentlicher Unterschied zwischen dem energetischen Befund bei Palästinensern und Israelis auf. Bei ersteren konnte ich viel „Angstspannung“ und gehaltene Gelenke wahrnehmen. Die Angst vor erlebter und befürchteter Gewalt, vor unberechenbaren körperlichen oder emotionalen Grenzverletzungen war in ihre Körper eingepreßt oder möglicherweise auch die Folge unterdrückter Aggressionen als Reaktion auf erlebte Bedrohungen. Umso beglückender fand ich es, wenn ich spüren konnte, wie mit einem sehr langsamen und behutsamen Arbeiten sich Vertrauen entwickelte, und sie sich entspannen konnten.

Bei den Israeli fand ich durchweg eine Schwäche im Rücken und LWS-Probleme. Zwei Teilnehmer berichteten, dass sie seit ihrer Militärzeit starke Rückenschmerzen hätten. Zwei weitere bezeichneten sich ausdrücklich als Hippie und Aktivisten in der israelischen Friedensbewegung. Aber am Militär führt in Israel kein Weg vorbei, sie würden sonst von Familien und Freunden als Landesverräter verstoßen werden. Diese sensiblen jungen Menschen prallen als SoldatInnen auf die Härte des Militärs und des Konfliktes. Dies ruft in vielen schwere Gewissenskonflikte und Überforderungen hervor. Mit dieser Verspanntheit versuchte ich sehr behutsam umzugehen. Ich vermied tiefes Arbeiten in diesen Zonen, sondern erzielte gute Ergebnisse durch Halten und Beruhigen oder Stärken und Schwerpunktsetzung auf „erden“.

Ich denke, dass alle TeilnehmerInnen eine gute Erfahrung mit Shiatsu mitgenommen haben.

Komitee für Grundrechte und Demokratie

Das Komitee begreift als seine Hauptaufgaben, einerseits aktuelle Verletzungen von Menschenrechten kundzutun und sich für diejenigen einzusetzen, deren Rechte verletzt worden sind (z.B. sogenannte Demonstrationsdelikte, Justizwillkür, Diskriminierung, Berufsverbote, Ausländerfeindlichkeit, Totalverweigerung, Asyl- und Flüchtlingspolitik), andererseits aber auch Verletzungen aufzuspüren, die nicht unmittelbar zutage treten und in den gesellschaftlichen Strukturen und Entwicklungen angelegt sind (struktureller Begriff der Menschenrechte). Die Gefährdung der Grund- und Menschenrechte hat viele Dimensionen, vom Betrieb bis zur Polizei, vom „Atomstaat“ bis zur Friedensfrage, von der Umweltzerstörung bis zu den neuen Technologien (nicht zuletzt im Bereich der Bio- und Gentechnologie), von der Meinungsfreiheit bis zum Demonstrationsrecht, von Arbeitslosigkeit bis zur sozialen Deklassierung, von den zahlreichen „Minderheiten“ bis zur längst nicht verwirklichten Gleichberechtigung der Frau.

Vor allem praktische Hilfs- und Unterstützungsarbeit ist arbeits- und kostenaufwendig. Helfen Sie uns helfen! Spenden für die Komiteearbeit sind steuerlich absetzbar. Auf Anfrage senden wir gerne nähere Informationen zur Komiteearbeit, unsere Publikationsliste sowie Hinweise zur Möglichkeit der Fördermitgliedschaft zu.

**Komitee für Grundrechte und Demokratie
Aquinostr. 7-11, 50670 Köln**

email: info@grundrechtekomitee.de

web-Seite: <http://www.grundrechtekomitee.de>

Volksbank Odenwald, BLZ 508 635 13, Konto 8 024 618

Seit zwölf Jahren haben durch das Projekt „Ferien vom Krieg“ des Komitees für Grundrechte und Demokratie fast 19.000 Kinder und junge Menschen aus Krisen- und Kriegsgebieten das Unglaubliche für zwei Wochen als Normalität erlebt: Sie konnten gleichberechtigt mit ihren angeblichen Feinden für zwei Wochen unter einem Dach leben, zusammen spielen und lernen, einander zuhören und debattieren, gemeinsam lachen und trauern. Für viele von ihnen bedeutete diese Erfahrung einen Wendepunkt in ihrem Leben. Davon erzählten sie in den Familien, der Schule oder Universität und im Freundeskreis. Das erforderte häufig Mut, angesichts der familiären und sozialen Ausgrenzung oder der direkten Bedrohung wegen der vermeintlichen „Kollaboration mit dem Feind“.

Über den Abbau von Vorurteilen hinaus, wurden viele der ehemaligen TeilnehmerInnen aus den Kriegsgebieten des Balkans und des Nahen Ostens friedenspolitisch aktiv. Der Schwerpunkt dieser Broschüre liegt auf der Darstellung dieser persönlichen Wandlungsprozesse und dem Zusammenhalt der Gruppen über die Freizeiten hinaus, auch gegen Barrieren und Grenzen in den jeweiligen Gesellschaften.